

Abonnements-Bedingungen:
Abonnements-Preis: 3,00 RM. monatlich 1,10 RM.
vierteljährlich 3,00 RM. frei ins Haus.

Vorwärts

Die Interfons-Gebühr
Beträgt für die sechsgehaltene Kolonelle
oder deren Raum 60 Wfg. für
politische und gemeinnützige Vereins-
und Veranlassungs-Anzeigen 30 Wfg.

Telegramm-Adresse:
„Sozialdemokrat Berlin“.

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 1983.

Montag, den 4. August 1913.

Expedition: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 1984.

Kontorleutnant.

Kontorleutnants — das sind nicht etwa die Berliner
Jugoffiziere, die für das Kontor der Firma Krupp in
Essen die so schnell berühmt gewordenen Normwalzer liefern.

Der Grund für die Bitte des Kriegsministeriums an die
Handelskammern ist der, daß man mit jedem Jahre und erst
recht mit jedem Wachstum der Armee mehr in Verlegenheit
gerät, was mit dem großen Schwarm der aus dem Meer aus-

Da muß denn ein übriges geschehen und deshalb das
Kundenscheiben des Kriegsministeriums an die Handels-
kammern. Nun wäre es sicher falsch, einem Träger des „vor-

Es ist nicht für die göttliche Leichtfertigkeit, mit der man
in Offizierskreisen in die Welt schaut, wenn es in dem
Schreiben des Kriegsministeriums heißt: „Sehr dankenswert

kann zur Not im Instruktionbuch herumstübeln, ohne
je den Kurszettel richtig lesen zu lernen.

Was aber weit wesentlicher erscheint, ist, daß man hier
den Versuch macht, nicht mehr aktive Offiziere just von den
Kreisen verlorren zu lassen, auf die der grüne Leutnant mit

In der göttlichen Weltordnung ist es nun einmal so ein-
gerichtet, daß der „Kooftmich“ der Lieferant ist für den Offi-
zier und weiter nichts. Dabei ist es noch eine hohe Ehre

Auch mit der Möglichkeit, daß Söhne von „Kooftmichs“
sich die Schwärze um den Leib gürteln können, steht es nicht
gerade günstig. Der jüdischer Abstammung ist oder wessen

Unter solchen Verhältnissen zu verlangen, daß der
„Kooftmich“ den Offizier a. D. mit offenen Armen aufnehme,
ist ein starkes Stück. Offizierserfah aus Kaufmannskreisen!

Für die Erhaltung des Weltfriedens allerdings wäre es
wünschenswert, wenn recht bald der letzte Offizier statt des
Degens den Federhalter zur Hand nähme und von seinem

Kurioia aus dem Krupp-Prozeß.

Die Auslagen für den geselligen Verkehr.

Herr Maximilian Brandt, der 1898 als Zeugfweibel zur
Firma Krupp übergetreten war, bezog seit 1911 10 000 M. Gehalt.

Nach der Auffassung des Krupp-Direktoriums sollte Herr
Brandt aus der Funktionszulage seine „Auslagen für den
geselligen Verkehr“ decken. Natürlich den Verkehr, den

Welcher Verkehr aber konnte da nur in Frage kommen? Der
mit seinen ehemaligen Kameraden, den Feuerwerkern und Zeug-
offizieren. Von ihnen konnte Brandt aber selbstverständlich nur

Trotzdem fanden die Herren, darunter ehemalige höhere Mil-
itär- und Ministerialbeamte, in diesem Spionagesystem Brandts
solange nichts besonders Anstößiges, als Brandt nicht direkte Ver-

Aber davon ganz abgesehen: seit wann ist denn die Verleitung
zu einer Schürerei erlaubt, wenn sie auch wenig kostet? Selbst
wenn die verführten Zeugoffiziere so gutmütige Schafe gewesen

Die Verleitung ging von Brandt aus. Wer aber gab ihm den
Auftrag? Wer gab ihm die Gelder zu seinem „geselligen Ver-

Was ist ein Militärgeheimnis?

Einer der Angeklagten soll auch dadurch nicht nur das Dienst-
geheimnis gebrochen, sondern obendrein wichtigste Konstruktions-
geheimnisse preisgegeben haben, daß er Brandt Ein-

Diese und ähnliche wichtige Dinge, die die Militärverwaltung
geheim halten wollte — es handelte sich dabei auch um Versuche
mit Geschützen der Konkurrenzfirma Ehrhardt —, sollen nun aber

Kruppsche Monteure wohnen nun aber den besonders vor-
genommenen Versuchen mit Geschützen der Konkurrenzfirmen
nicht bei. Mancherlei läßt sich vielleicht auch noch durch

Im letzteren Falle hätte aber die Firma Krupp noch viel er-
giebige Informationsquellen besessen, als die Subalternoffiziere,
die dem Brandt ins Garn gingen. Dann aber wäre doch wirklich

Das Ideal eines Ehrenmannes.

Herr v. Schüh, von dem Brandt den Auftrag empfangen
haben will, sich an die Zeugoffiziere heranzumachen — natürlich
müßte dabei aber „der Schild der Firma blank“ gehalten werden

Der Anklagevertreter huldigt nun offenbar dem zwar nicht
ganz richtigen, aber immerhin gemüthvollen Grundsatz:
de mortuis nil nisi bene (sage Verstorbenen nur Gutes nach).

Schon! Aber Herr v. Dreger, auch ein sehr hoher Beamter der
Firma, der wohl 600 000 M. Gehalt und Bezüge haben mag, hält
sich doch sicherlich für einen ebensolchen Ehrenmann, wie Herr

Herr v. Dreger konnte sich das höchst Bedenkliche der Brandt-
schen Tätigkeit nicht verhehlen. Aber trotzdem machte er keinen

Nicht viel anders wird die Sache bei Herrn v. Schüh gelegen
haben. Trotzdem war er „das Ideal eines Ehrenmannes“. Man
sollte doch wirklich einen neuen Klub der Harmlosen gründen!

Zeuge v. Mehen und Beguin Bizoret.

Was denn diese beiden mit einander zu tun haben, wird
man verwundert fragen. Nun, jedenfalls haben sie das Gemein-
same, daß sie nicht in den Klub der Harmlosen gepakt hätten!

Lebenden Genossen besetzt werden. Nach Schaffung des Montagblattes ist erst wieder mit Zustimmung des Parteivorstandes ein als radikal bekannter Genosse in die Redaktion aufgenommen worden. Unter Hinweis auf die Ausführungen Richard Fischers ersuchte der Redner um Ablehnung des Wochenabonnements.

Nachdem Brodnow für das 25 Pf.-Wochenabonnement gesprochen hatte, wurde ein Schlusssatz angenommen.

Wels erklärte: Die Preßkommission hat sich mit der von Stadthagen am 15. Juli vorgebrachten Angelegenheit beschäftigt und hat nach gründlicher Untersuchung derselben eine Resolution angenommen, welche besagt, daß die Haltung des „Vorwärts“ mit den Grundsätzen und Beschlüssen der Partei in Einklang steht und daß sie auch für die Zukunft der Partei, der „Vorwärts“ werde in diesem Sinne redigiert werden.

Nach einer Geschäftsordnungsdebatte über den Abstimmungsmodus wurde der Antrag des Kreises Niederbarnim angenommen.

Es wird also eine Kommission eingesetzt, welche den Ursachen des Abonnentenrückganges nachzuforschen und Mittel zur Abhilfe vorzuschlagen hat.

Ueber die Anträge, das Wochenabonnement betreffend, wurde nicht abgestimmt, da auch diese Frage in den Rahmen der Aufgaben der Kommission gehört. In die Kommission soll jeder der acht Wahlkreise sowie der geschäftsführende Ausschuss je ein Mitglied entsenden.

Ein Antrag, wonach der Zeitungsbeschwerde-Kommission Legitimationskarten für die Einzelnung rezessierender Abonnementsgelder auszustellen sind, wurde nach kurzem für und Wider angenommen.

Hierauf begründete Groger folgenden

Antrag des Kreises Teltow-Verckow:

Um eine möglichst großzügige Reorganisation der Partei Groß-Berlins durchzuführen, wird der Zentralvorstand Groß-Berlins beauftragt, der nächsten Verbandsgeneralversammlung eine Vorlage zu unterbreiten, nach der die acht Wahlkreise Groß-Berlins zu einem einheitlichen Bezirksverein zusammengefaßt sind.

Die Generalversammlung beschließt, daß die Zahlstunde beibehalten werden, um die Meinungsarbeit erleichtern zu können. Zur Auffklärung der Mitglieder und Agitation unter den uns noch fernstehenden sind Bezirksgeneralversammlungen abzuhalten. Den Leitern der Zahlstunde ist mehr Material zwecks besserer Ausgestaltung derselben zu übermitteln.

Um die Fluktuation unter den Mitgliedern einzudämmen, ist die Hauskassierung durchzuführen.

Der Redner sagte unter anderem, es sei ungewöhnlich und ungerührt, wenn man die unsinnige Wahlkreiseinteilung als Grundlage der Organisation beibehalten wolle. Sie erzeuge einen gewissen Partikularismus, der uns in mancher Hinsicht am Fortschritt hindere. Dagegen werde eine einheitliche Organisation für Groß-Berlin das Parteileben anregen und fördern und die Aufgaben der Partei besser erfüllen können als es bei der Wahlkreisorganisation der Fall sei.

Der Antrag Teltow-Verckow wurde den Kreisen zur Verolung überwiesen.

Damit war die Tagesordnung erledigt.

Die vom Genossen Wels in vorstehendem erwähnte Resolution der Preßkommission über die politische Haltung des „Vorwärts“ lautet wörtlich:

In der Generalversammlung von Groß-Berlin am 15. Juni hat der Genosse Stadthagen u. a. ausgeführt:

„Wohnnamen, die wohl im Einvernehmen mit Mitgliedern des Parteivorstandes und dem Vorsitzenden der Preßkommission, ohne Zustimmung der Redaktion getroffen werden, lassen eine Tendenz nach rechts erkennen“, so daß denen, die der Meinung sind, der „Vorwärts“ muß so wie früher redigiert werden, die Mitarbeit nach und nach verweigert wird.“

Diese Ausführungen enthalten den direkten Vorwurf gegen Mitglieder des Parteivorstandes und den Vorsitzenden der Preßkommission, daß sie den „Vorwärts“ dazu drängten, „eine Tendenz“ einzuschlagen, „mehr bestehende Gegensätze zu verwischen, als neue Kampfkämpfer aus den Reihen der Arbeiterklasse zu suchen“.

Dazu erklärt die Preßkommission, daß sie stets geschlossen auf dem Standpunkt gestanden hat, den sie auch heute unverändert einnimmt, daß der „Vorwärts“ redigiert werden muß nach den grundsätzlichen Beschlüssen der Parteitage, in schärfster Wahrung des Klassenkampfes der Arbeiterklasse.

Die Preßkommission hat keine Veranlassung gehabt, diesen Standpunkt der Redaktion gegenüber besonders zu betonen, weil über diese Aufgaben des „Vorwärts“ stets einstimmige Uebereinstimmung festgestellt wurde.

Politische Uebersicht.

Das Pressebureau des Kriegsministeriums.

Das Kriegsministerium will sich ein Pressebureau einrichten zur planmäßigen Information der staatsverhaltenden Vaterländischen Blätter. Eigentlich handelt es sich nur um den schönen Ausbau einer schon bestehenden, recht gut funktionierenden Einrichtung. Schon jetzt gibt es eine Materialabteilung im Kriegsministerium, deren hohe Aufgabe im Wesentlichen darin besteht, den Verkehr mit der Presse zu unterhalten. Aber die Ansprüche stiegen, so daß nach Meinung des Kriegsministeriums diese gegenwärtige Institution unbedingt einer Erweiterung bedarf. In Anbetracht der immer häufiger werdenden Erkundigungen, die zum großen Teil erst durch Rückfrage bei den verschiedenen Departements erledigt werden können, werde die Belastung der Abteilung in ihrer jetzigen Zusammensetzung zu groß und somit eine Verstärkung des Personals zur unbedingten Notwendigkeit. Ob das Kriegsministerium vom Reichstag einen oder zwei weitere Referenten mit dem nötigen Dienstpersonal verlangen wird, darüber ist noch keine definitive Entscheidung getroffen; das aber nur Offiziere in Frage kommen können, sei ganz selbstverständlich.

Für die unabhängige Presse hat dieses Pressebureau des Kriegsministeriums absolut keine Bedeutung, denn es werden ganz natürlich nur solche Nachrichten hinausgegeben, an deren Verbreitung das Kriegsministerium ein Interesse hat. Die Herren von der Seeeresverwaltung haben aber erkannt, wie meisterhaft es das Reichs-Marineamt verstanden hat, die Presse im Sinne der Flottenpatrioten zu beeinflussen, und dieses schöne Beispiel soll uns nachahmung finden.

Vorspiele zum Meier Katholikentag.

Die Zentrumsorgane sind krampfhaft bemüht, aus den Massenstreik- und Dedungsdebatten in der sozialdemokratischen Partei ein Quäntchen Honig zu saugen und tiefstimmige Betrachtungen über die Zerrüttung und Spaltung der „sozialdemokratischen Geister“ anzustellen. In gleicher Zeit benutzen aber die Provinzialblätter des Zentrums die Wochen vor dem Katholikentag, um sich mit erneuter Kraft auf die „Standhaften, charakterfesten Männer“ in der „Germania“ und die Oppersdorffer zu stützen. Die Verleumdung der letzteren ist hinlänglich bekannt und dieser Streit bringt nichts Neues; die „Germania“ aber hat durch ihr Verhalten aufs Neue den Verdacht auf sich geladen, daß sie insgeheim die Berliner „Querstreiber“ begünstigt. Nachdem ihr dafür schon das Hildesheimer Zentrumsblatt deutlich gesagt hat, daß sie Verleumdungen der gesamten Zentrumspresse verübt und etwas eigene Gewissensforschung nötig hätte, gibt die „Reiher Zeitung“ ihr eigenes Zentralorgan folgendermaßen an:

„Gewissensforschung? Hat sie gar nicht nötig. Sie (die „Germania“) kann unmöglich verfahren haben, wie schon sie geschwiegen hat zu jedem Angriff des Blattes (dessen Strohredakteur der Schneidegele ist, den sich der Herr Pfarrer von Reichthal hält, für den Fall, daß etwas Unangenehmes passiert), gegen den Vizepräsidenten des Preussischen Abgeordnetenhauses, Konstantinrat, Geheimen Justizrat, Vorsitzenden der Zentrumsfraktion des preussischen Abgeordnetenhauses Dr. Porck, gegen den bayerischen Ministerpräsidenten Freiherrn v. Hertling, gegen den Dr. Spahn, einen doch nicht ganz unbekanntem Herrn (!) der Zentrumsfraktion des Reichstages und des Landtags!!! Geschwiegen wie ein Grab! Geschwiegen, weil oder trotzdem der Pfarrer von Reichthal, gedeckt durch seinen Schneidegele, die Herren angegriffen! Und jetzt, wo dem Herrn Dr. Niebarowski, dem Erfinder der „Herlingstaben“ und der unerhörten Angriffe gegen die übrigen Herren, die Wasse gelüftet wird, rufen die edlen Ritter von der Spandauer Straße in Berlin zu Hause gegen die Bösewichte, welche den Mann mit seinem Schneidegele stellen, an!

Und jetzt sucht dasselbe Blatt, welches den Bischof von Jülich, Dr. Georg Kopp, als „Zentralorgan der Katholiken Deutschlands“ derzeit vor sein Forum gezogen und mißhandelt hat, die Zentrumsorgane ohne Unterschied der Unerschrockenheit gegen den Bischof zu ziehen? Und das sind zum Teil dieselben Leute, die heute noch der „Germania“ Ziel und Richtung geben! Wirklich, charakterfeste, handhabe Männer! Keine Frage! Man kann sich auf die Herrschaften verlassen!

Wir sind herzlich weit gekommen! Und die Leute nennen sich „Zentralorgan der Katholiken Deutschlands“!

Das sind so einige Komplimente der schlesischen Zentrumspresse für ihr Berliner Hauptorgan. Täte die züchtige Junger „Germania“ nicht besser, hat mit Massenstreik und Sozialdemokratie sich einmal mit der Hochachtung und Wertschätzung zu beschäftigen, die sie im eigenen Lager genießt?

Die Abnahme der Geburten.

Im Kulturstaate Preußen geht die Geburtsziffer mehr und mehr zurück. Im ersten Vierteljahr 1913 hat die Zahl der Lebendgeborenen in Preußen 293 652 betragen, was einer Abnahme gegenüber demselben Vierteljahr 1912 um rund 10 000 oder 3,36 p. H. ausmacht. Das Land ist an dieser Abnahme mit rund 8000 stärker beteiligt als die Städte; inwieweit waren die Geburten auf dem Lande verhältnismäßig noch wesentlich zahlreicher als in den Städten. Denn auf 1000 Einwohner entfallen in den Städten nur 25,32 (in den Stadtkreisen 24,95), auf dem Lande dagegen 31,14 Geborene. Im ganzen Staate beträgt die Verhältniszahl 28,85, im Landespolizeibezirk Berlin nur 19,87.

Was schadet dem guten Ruf des Militärs?

Der zivile Bürger wird vielleicht denken: Soldatenmishandlungen, heroisches Auftreten gegen das Büchsenvolk, Kornwaserprozesse und dergleichen. Das Breslauer Kriegsgericht hat aber etwas gefunden, was dem guten Ruf des Militärs noch viel mehr schadet, nämlich den Besuch eines Vereinfestes der freien Turnerschaft. Diese Sünde hatte sich der Musiker Günther aus Oppeln zuschulden kommen lassen, der vor seiner Militärzeit Mitglied des Arbeiterturnerbundes war. Ein Standgericht beurteilte ihn zunächst zu einer Woche Mittelarrest. Der Gerichtsherr legte jedoch Berufung ein und erreichte auch, daß das Kriegsgericht in Breslau die Strafe auf drei Wochen herabsetzte. Der Musiker Günther wurde als ein ordentlicher, williger Soldat geschilbert, der nie hervorgetreten sei, und der zum Gefreiten vorgeschlagen werden sollte; aber das Gericht fand in seiner Weisheit, daß „das Ansehen und der gute Ruf des Militärs“ beim Publikum leiden, wenn es sieht, daß ein Soldat an einer sozialdemokratischen Veranhaftung teilnimmt.

Die Situation auf dem Balkan.

Die neue bulgarisch-rumänische Grenze.

Bukarest, 3. August. Heute früh fand eine Konferenz der bulgarischen und rumänischen Delegierten unter dem Vorsitz Majorescus statt. Nach einer längeren Beratung, die bis mittag dauerte, kam es zu einer Einigung unter den beiden Parteien über die drei Punkte, die von Rumänien in der Note vom 21. Juli formuliert worden waren. Der Verlauf der neuen Grenze wurde durch die militärischen Delegierten festgelegt. Sie beginnt 12 Kilometer unterhalb von Baltchik auf dem ersten Hügel, der auf der Karte mit der Höhenangabe 252 bezeichnet ist, läuft dann in einer Entfernung von 10 Kilometer südlich von Dobritsch darüber und endigt 9 Kilometer westlich von Turtukai bei dem Dorfe Louksymil. An einigen Punkten weicht die neue Grenze gemäß der topographischen Eigenart um 15 bis 16 Kilometer von der geraden Linie nach Westen ab. Ferner verbleibt sich Bulgarien, die Befestigungen von Fustschuk und Schumla zu schleifen und keine neuen Befestigungen in dem dazwischen liegenden Gebiet und in einem Umkreis von 20 Kilometer um Baltchik herum anzulegen. Die Frage der rumänischen Schulen und Kirchen in dem von Bulgarien eroberten Gebiet wurde entsprechend den auf der Petersburger Konferenz gemachten Vorschlägen geregelt.

Außerordentlicher Parteitag in Holland.

Amsterdam, 3. August. Der Zentralvorstand der sozialistischen Partei hat beschloffen, einen außerordentlichen Kongress für den 9. und 10. August einzuberufen, und zu entscheiden, ob die Sozialisten Parteifolles im neuen Kabinett annehmen sollen oder nicht.

Die Revolution in Venezuela.

Caracas, 2. August. Gerüchten zufolge wurden die Regierungsbeamten in Coro von den Anhängern Castro's überrumpelt und getötet oder festgenommen. In einer Proklamation, datiert vom 27. Juli, erklärt Castro, der Krieg sei unvermeidlich.

New York, 3. August. Nach einem Telegramm aus Wilhelmshafen hat sich Präsident Gomez entschlossen, selbst die Truppen gegen Castro zu führen. Der Präsident begab sich von Caracas nach Puerto Cabello, von wo er sich auf einem Kriegsschiff nach Coro begeben will.

Das Nachspiel einer „nationalen Ruhmestat“.

Rom, 31. Juli. (Fig. Ver.) Der Konteradmiral Millo, der soeben zum italienischen Marineminister ernannt worden ist, bringt in seine neue Stellung ein recht gerades sympathisches Anhängsel mit, nämlich einen Prozeß wegen Verleumdung, den der Norddeutschen Kapitän De Rosa gegen ihn angehängt hat. Und dieser Prozeß selbst muß in nationalhistorischen und harrpatriotischen Kreisen besonders peinlich wirken, da er die Fahrt nach den Dardanellen, die als glorreiche Episode des libyschen Krieges lange genug verherrlicht worden ist, jeden Glorienscheines entkleidet. Bis jetzt ist der Prozeß noch auf der Suche nach einer zuständigen Jurisdiktion, die er vielleicht nie und nimmer finden wird, und pendelt zwischen dem Militärgericht und dem gemeinen Gericht hin und her, aber mit dem Glorienschein ist es doch zu Ende, nachdem der Tatbestand des Unternehmens durch die Klage bekannt geworden ist, ohne daß die Militärbehörden und die bürgerliche Presse ihn hätten widerlegen können.

Die Fahrt nach den Dardanellen, die als eine geniale Tollheit zunächst Erklaumen und vielleicht auch Bewunderung hervorgerufen hat, erscheint nach den jetzt bekannt werdenden Tatsachen als ein der Anlage nach völlig unausführbarer und hirnverbrannter Versuch, der auch tatsächlich kläglich mißlang. Die Sache war von dem Konteradmiral Millo gemeinsam mit dem Herzog der Abruzzen ausgehend worden. Man wollte nichts, ohne bemerkt zu werden, mit der Torpedoflotte durch die Dardanellen bringen, um die jenseits der Meerenge stationierte türkische Flotte zu beschleichen und zu vernichten. Dabei ging man einmal von der falschen Voraussetzung aus, daß diese Flotte schwach und schlecht bewehrt, die Meerenge ungenügend bewacht und mangelhaft verteidigt wäre. Weiter verkannte man die Schwierigkeit, nachts mit geläschten Lichtern bei unruhigem Meer mit einer zahlreichen Flotte eine so schmale Meerenge zu durchschiffen. Die Zwecklosigkeit des Unterfangens war allen Offizieren und einem Teil der Mannschaft so völlig klar, daß ein ganz geringfügiger Mißerfolg den Anlaß zum Umkehren bot. Im Dunkel der Nacht liefen die Torpedoboote „Turbine“ und „Rembo“ gegeneinander, wobei die Kommandanten beider den Eindruck erhielten, daß der Knupp ihres Schiffes beschädigt sei und Notsignale gaben. Der Pilot des „Rembo“ meldete, daß das Schiff auf eine Klippe gelaufen sei, worauf alle Schiffe der Flottille Ordre erhielten, mit Vollampf zurückzufahren. Als man den Schaden bei Licht besah, war kein Schaden da, aber alle waren froh, daß das unsinnige Spiel mit Menschenleben nicht zu Ende gespielt worden war. Nachträglich stellte sich aber heraus, daß man einen Sündenbock brauchte, um das Mißlingen des Versuchs, das diesem der ganzen Anlage nach eingeboren war, zu erklären. Als Sündenbock diente der Korvettenkapitän De Rosa, der als Kommandant der „Turbine“ an die vor ihm fahrende „Rembo“ angelauten war. Es wurde deshalb gegen ihn ein vom Herzog der Abruzzen unterzeichneter Rapport eingereicht, der ihm die Charaktereigenschaften und die Besonnenheit absprach, deren ein Marineoffizier bedarf, und der Mann wurde zur Disposition gestellt.

De Rosa ist es nun, der wegen dieser Veröffentlichung einen Verleumdungsprozeß anstrengt. Er macht geltend, daß die Umkehr der Flotte gar nicht durch die Hilfsignale seines Schiffes, sondern durch die irrtümliche Meldung des Piloten der „Rembo“ veranlaßt wurde, der meldete, sein Schiff wäre auf einer Klippe aufgelaufen. Dieser Pilot, der das erste Schiff und somit die ganze Flottille führte, ist eine geheimnisvolle Persönlichkeit. Korvettenkapitän De Rosa behauptet, daß dieser Pilot ein Deutscher ist — ob ein Abenteuerer und Glücksritter oder ein Marineoffizier, bleibt dahingestellt. Sei es aus Irrtum, sei es aus böser Absicht, jedenfalls hat der Pilot durch eine falsche Meldung das Signal zum Rückzug gegeben. Doch geheimnisvoller wird die Pilotengeschichte durch die mit höchster Bestimmtheit vom „Avanti“ am 30. d. M. gegebene Nachricht, daß der Mann für seine „Dienste“ beinahe eine Million Lire erhalten hat.

Wahrscheinlich wird der Prozeß gar keinen Richter finden, um so weniger jetzt, nachdem Millo zum Marineminister ernannt worden ist und also Senator werden wird. Aber die öffentliche Meinung hat doch wohl das Recht, nachdem sie so viel Lobeserhebungen über die Dardanellenfahrt gehört hat, nun auch zu erfahren, aus welchem Grunde De Rosa gemahregelt wurde, und was es mit dem geheimnisvollen Deutschen auf sich hat, der für seine mangelhaften Pilotendienste fast eine Million bekommen haben soll.

Letzte Nachrichten.

Gegen die Cholera.

Wien, 3. August. (P. Z.) Mit Rücksicht auf die drohende Ausbreitung der Cholera sind von der Regierung besonders strenge Vorsichtsmaßnahmen getroffen. Auch auf die Truppen an der Grenze wurden diese Maßnahmen ausgedehnt. So wurde die dritte Kompagnie des Pionierbataillons in Essegedin bei ihrer Rückkehr von einem starken Kordon von Gendarmen umgeben, so daß die Dorfbewohner nicht mit ihnen in Verührung kommen konnten. Die Soldaten haben Befehl erhalten, ihre Kasernen in den nächsten fünf Tagen nicht zu verlassen.

Grubenunglück in Amerika.

New York, 3. August. (P. C.) Eine Explosion auf der East-Brookside-Kohlengrube bei Pittsville im Staate Pennsylvania forderte gestern 18 Todesopfer. Das Unglück ist auf die vorzeitige Explosion eines Sprengstoffes zurückzuführen, bei der 13 Bergleute ihr Leben verloren. Sofort ging eine aus fünf Mann bestehende Rettungsmannschaft nach der Unglücksstelle ab. Gerade als die Kolonne auf der Unglücksstelle ankam, ereignete sich eine zweite Explosion. Alle fünf Retter wurden getötet.

Flieger-Gefahren.

Wanne, 3. August. (P. C.) Der Pilot Wuffer, der auf dem Flugfelde von Dortmund und Schausfüge veranfaltete, konnte infolge der großen Menschenmasse, die sich auf dem Plage drängte, nicht an dem von ihm vorgesehenen Plage niedergehen. Um den Polizisten Zeit zu lassen, den Platz zu räumen, führte er noch einen Flug über Dortmund aus. Als er sich über der Stadt befand, sehte plötzlich der Rotor aus und Wasser sah sich zu einer Notlandung gezwungen. Da eine Landung im Fabriksviertel unmöglich war, ging er im Hafen des Dortmund-Em-Kanals nieder. Vor dem Tode des Ertrinkens rettete er sich nur dadurch, daß er auf den Spannturm seines Apparates kletterte, von wo ihn Schiffer retteten. Der Apparat wurde dann auf dem Kanal geborgen, er ist erheblich beschädigt. — Auch der Flieger Wirth, der von Wanne aus nach Dortmund fliegen wollte, entging mit Not dem Tode. Er flog in einer Höhe von 3000 Metern, als plötzlich die Pleuellstange des Rotors den Zylinder gerisg. Wirth ging im Gleitflug nieder. Als er sich in nur noch geringer Entfernung vom Erdboden befand, verlor er die Herrschaft über seinen Apparat. Er rettete sich dadurch, daß er aus einer Höhe von 5 Metern aus dem Stütz sprang. Wirth kam mit leichten Verletzungen am Kopf und an den Händen davon.

Theater.

Montag, den 4. August 1913.
Anfang 7 1/2 Uhr.
Prater. Das Hummelmädchen.
Anfang 7 1/2 Uhr.
Neues Opern (Krohn). Lohengrin.
Anfang 8 Uhr.
Urania. Prof. B. Smith: Streifzüge durch Norwegen.
Schiller O. Der Freischütz.
Wetten. Edelsteine Schiffer: Das starke Stüd. Ein angebrochener Abend.
Berliner. Filmgalerie.
Thalia. Puppen.
Metropol. Die Kuno-Königin.
Herrlich. Guldlich allein. Die Schatzkammer.
Wintergarten. Spezmantel.
Reichshallen. Stettiner Säger.
Anfang 8 1/2 Uhr.
Komödienhaus. Hochherzogliche Wohnungen.
Deutsches Schauspielhaus. Das Farmermädchen.
Antiquarhaus. Son Windhund.
Hofe. Die Waise aus Newood.
Luise. Gedicht.
Volks-Cabaret. Ein Pechvogel. Die Krampflinse.
Anfang 8 1/2 Uhr.
Deutsches. Die Schiffsbrüder.
Anfang 9 Uhr.
Admiralspalast. Fischel: Gibt in St. Moritz.
Sternwarte. Invalidentz. 37-62.

Deutscher Bauarbeiter-Verband.

Zweigverein Berlin. 144/2*
Sektion der Gips- und Zementbranche.
 Montag, den 4. August, abends 6 Uhr, gleich nach Feierabend, bei **Fritz Wille, Sebastianstr. 39:**
Außerord. Versammlung der Gipsbranche.
 Tagesordnung:
Stellungnahme zur neuen Situation.
 Mit kollegialem Gruß
Die Sektionsleitung.

Arbeiter-Wanderbund „Die Naturfreunde“.
Billige Gesellschaftsfahrt nach dem Spreewald
Sonntag, den 10. August.

Besuch der malerischsten und schönsten Bänke des Oberspreewaldes. Wanderung durch die Bürger Kolonie nach Burg. Beschäftigung des Nachganges der Wendinnen. Kahnfahrt über St. Vitz, Rannomühle, Schlüterhaus und Wolfshofsa nach Mübbenau.
 Teilnehmerkarte 6.75 M. (einschl. Eisenbahnfahrt 3. Klasse, Mittagessen und Kahnfahrt.)
 Ausführliche Programme und Teilnehmerkarten sind zu haben bei Heysa, Bonenstr. 19; Horsch, Engelauer 15, und G. Zepmisse, Neukölln, Oerzmannstr. 176.
 Schluß der Kartenabgabe am Freitag, den 8. August.

Warnung vor Ankauf

von **Nachahmungen** des echten Kapitän-Kautabals!
 Jedes Stück (Roller oder Bündel) wird nur verpackt und mit Aufdruck:
 „Kapitän-Kautabal“, gelehrtlich geschützt“, geliefert. Verkaufsstellen, wo die kleinen Tabakdosen gratis zu haben sind, weist gern nach:
 Carl Röder, Berlin, Grüner Weg 119 (Telephon: Rfl. 3881).

Wo? ist der schönste Ausflugsort?
 Immer noch **Pichelswerder**, an der neuen beim **Alten Freund**.
 Heerstraße

Spezialarzt
Dr. med. Karl Reinhardt.
 Neanderstraße 12 nahe d. Köpenicker Straße.
 Potsdamer Str. 117 a. d. Lützowstr. Sprechst. 1/11-2 u. 1/8-1/10 U. abds., Sonnt. 11-1.
 Für Frauen von 3-4, Sonntags 11-1 nur Potsdamer Str. 117.
 Nachweislich vollkommenstes Heilverfahren. Vorzügl. Dauererfolge, auch bei schwersten, veralteten Fällen. Keine Herabsetzung. Mäßige Preise. Teilzahlung gestattet.
Man verlange im eigenen Interesse 48 Seiten starke Broschüre gratis und franko per Post i. verschloss. Kuvert, auch i. d. Instituten während d. Sprechst. gratis erhält. Weitere Auskünfte i. d. Sprechstund. kostenlos.
Warnung vor minderwert. Heilverfahren u. ungeheurerlicher Preisforderung angeblicher Spezialärzte.
Der nächste Herrenvortrag findet statt am **Donnerstag, den 7. August 1913, abends 7 1/2 Uhr**, in den Armhallen, Kommandantenstraße 58/59, über: **Harnleiden**, wirksame und kurpfuschenhafte Behandlungsmethoden, mit Demonstrationen an naturgetreuen Wachsmoellen.
Ehrlich-Hata Eintritt frei. — Fragebeantwortung.

Bademeister und Rasseur Heiß geliebt bei hohem Einkommen. Bisherige Ausbild. (Honorar nach Ueber-einkunft) durch mich. Anfrag. Rückporto. **Badem. G. Herzog, Bad Dippelbrunn 13.**

Vornehme Herren Kleidung
 fertigt und nach Maß
 erhalten Sie in der modernen **Mass-Schneiderei**
J. Kurzberg
 Gegründet 1898
 mit ähnlich lautenden Firmen **nicht zu verwechseln**
 Auf Wunsch **Wochenrate**

von **1 Mark** an
Rosenthaler Strasse 30
 1. Etage,
Frankfurter Allee 104
 Ecke Friedenstrasse,
Reinickendorfer Str. 4
 Weddingplatz.

Arbeitermöbel!
 Die **Musterwohnung** im Gewerkschaftshause ist **geschlossen!**
 Es können die Möbel aber an jedem **Wochentage** bis 7 Uhr abends in der Fabrik
= 20 Jenghoffstraße 20 =
 befristigt werden. 10792
Heines Werke
 3 Bände 4 Mark
 Buchhandlung Vorwärts

Stoffe

für elegante Maßanzüge, Ulster, Paletots Mtr. 4.—, 6.—, 8.— M. etc. Damen-Kostümstoffe, Damenuche „Neuheiten“ Mtr. 2.—, 3.—, 4.— M. etc. Loden f. Pelzinnen Mtr. 1.50, 2.50 M. etc. Schneidermeister, welche unsere Stoffe tadellos u. schick verarbeiten, weisen wir nach, Arbeitslohn nebst Zutaten zirka 25.—, 30.— M.
Tuchlager Koch & Seeland G. m. b. H.
 Gertraudenstr. 20/21 vis-à-vis der Patrikirche
Bruchbandagen, Leibbinden, Geradhalter, Irrigatore, Spritzen etc., **Suspensorien,** sowie alle Artikel z. Krankenpflege empfiehlt
Fabrikant Pollmann, jetzt Berlin N., Lothringer Str. 60. Eigene Werkstatt. Lieferant für Krankenkass. Fachgem. Bedienung.
Blumen- und Kranzbinderei von Robert Meyer, 3rd.: P. Gollets Mariannenstr. 2. Tel. Mpl. 348.

Billige Angebote
 haltbarer, bewährter und dauerhafter **Berufs Kleidung**
BAER SOHN
 für alle Zweige der Gewerbe u. Industrie
 Chausseestraße 29-30 Berlin 11 Brückenstraße 11 Gr. Frankfurter Str. 20 Schöneb., Hauptstr. 10
 Pa. blaue Monteur-Jackette Körperod. Dreif. luft- u. wasch. echt. Extra lang. Gesetzt. geschützt. Taschen. Verriegelung. M. 2.45
 Setzer-Rittel 3.10 2.50
 Maler-Rittel 2.90 2.00
 Haupt-Katalog Nr. 47 (Berufs-Kleidung) postfrei
Schutz-Kleidung für Sanitätsdienst und gewerbe-polizeiliche Vorschriften

Frach-Berleib-Institut
 A. Borchert, Friedr. Str. 115, Grand. Tor. Tel. 10654.
 vert. Grad, Smoking, Gehrockanzüge in bester Preislag. bis 8 elegant. Genre. Sehr große Ausw. Böh. Preise.
Ausnahmepreise!
Hans A. B. Koch
Kohlen-Briketts-Großhandlung
 Lagerplatz u. Hauptkontor BERLIN O. 17
 Rüdersdorfer Straße 71.
 Tel. Amt Königstadt 3040 u. 5096.
Ab Platz:
 la Bruch-Briketts . . . Ztr. 75 Pf.
 la Halbslein-Briketts . . . 85 .
 la Marienglück . . . 90 .
 la Diamant ges. gesch. . . 1.— M.
 la Perle des Bergbaus ges. gesch. unüber-troffene Qualität, größtes Format . . . 1.— .
 la Casé Marke Diamant . . . 2.20 .
 sowie sämtliche anderen Brenn-materialien.
 Von 5 Ztr. ab billigere Preise. Handwagen stehen meinen werten Abnehmern gratis zur Verfügung. Sonntags von 8-10 Uhr geöffnet.

Buchhandlung Vorwärts, Lindenstraße 69

Neuerscheinungen:

- Paul Kampffmeyer,** Die Sozialdemokratie im Lichte der Kulturentwicklung. Eine Führung durch die Geschichte, Politik und Literatur der Sozialdemokratie. (Vierte verbesserte Auflage.) Gebd. 1 M.
- Max Adler,** Marxistische Probleme. Beiträge zur Theorie der materialistischen Geschichtsauffassung und Dialektik. Brosch. 3 M., gebd. 3,50 M.
- Rosa Luxemburg,** Die Akkumulation des Kapitals. Ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus. Brosch. 6 M., gebd. 8 M.
- Reichsversicherungsordnung** nebst Einführungsgesetz. Mit Anmerkungen und Sachregister von Gustav Hoch. Dritte durchgesehene Auflage. Gebd. 6 M.
- Erich Kuttner,** Klassenjustiz. Brosch. 1 M.
- M. Beer,** Geschichte des Sozialismus in England. Brosch. 6,50 M., gebd. 7,50 M.
- Heinrich Cunow,** Ursprung der Religion und des Gottesglaubens. Gebd. 1,50 M.
- Franz Klühs,** Terror. Dokumente über Terrorismus und Verruf im wirtschaftlichen und politischen Kampf. Gebd. 2,50 M.
- Georg Engelbert Graf,** Entwicklungsgeschichte der Erde. Mit 47 Abbildungen und einem Anhang: Geologische Profile und Erklärung geologischer Fachaussprüche. Gebd. 1 M.
- Gustav Walter,** Die Wetterkunde. Eine Anleitung zum Erkennen der Wettervorgänge für den Freund der Natur. Mit 20 Abbildungen. Brosch. 75 Pf., gebd. 1 M.
- M. Andersen Nexö,** Der Morgen graut. Erzählungen aus dem Proletarierleben. Gebd. 1 M.
- Ernst Preczang,** In den Tod getrieben. Zwei Erzählungen. Gebd. 1 M.
- Joh. Ferch,** Die Kaserne. Ein Roman aus dem Leben unter den Fahnen. Brosch. 3 M., gebd. 4 M.
- Oskar Wöhrle,** Der Baldamus und seine Streiche. Brosch. 1,50 M., gebd. 2,50 M.
- A. Fendrich,** Der Wanderer. Illustriert. Brosch. 1,40 M., gebd. 2,25 M.
- Minna Kautsky,** Der Pariser Garten und anderes. Drei Erzählungen. Gebd. 1 M.
- J. Ferch,** Mutter. Ein Frauenschicksal. Gebd. 1 M.

Ferner empfehlen wir unser reichhaltiges Lager an Wander- und Radfahrerkarten, Wanderbüchern und Reiseführern.

Leinhaus Moritzplatz 58a

kaufen Sie von Kavaliereu wenig getragene sowie im Versatz gewesene Jacketanzüge, Rockanzüge, Paletots, größtenteils auf Seide gearbeitet, von 9-18 M. Ferner Gelegenheitskäufe in neuer Maßgarderobe enorm billig. Riesen-Posten Kleider, Kostüme, Mäntel, auf Seide gearbeitet, früher bis 150, jetzt 20-35 M. Extra-Angebot in Lombard gewesener Teppiche, Gardinen, Portieren, Betten, Wäsche sowie Uhren und Goldwaren zu enorm billigen Preisen. — Vorwärtsleser erhalten 10% extra.

Preissteigerung.

I. Liebe Emilie!

Leider muß ich Dir mitteilen, daß ich unsere Beziehungen lösen muß. Ich bin verletzt worden. Für diese Abteilung liefert A. nicht. Habe also künftig kein Geld mehr. Sei nicht böse. Es geht nicht anders. In treuer Liebe Dein Hugo.

II.

Herrn Zeugleutnant Hugo... Du bist ein Wasserschwein. Nicht so sitzen zu lassen. Wie heißt das Frauenzimmer, das Du jetzt hast, Du verliebter Karpsen. Das wird mit Dir ein schlechtes Ende nehmen, Du Luder! Du wirst noch an mich denken!!! Aber überhaupt, ich bin ein patriotisches deutsches Mädchen. Schämst Du Dich nicht, solche Geschichten zu machen?? Die Frau Krupp hat 1000 Millionen und Du läßt Dich mit 10 M. und warmes Abendbrot schmieren. Pui Teufel. Ich pfeife auf Deine Geschenke. Aber, lieber Hugo, ich liebe Dich schrecklich. Ich muß sterben, wenn Du nicht mehr in meine Arme eilst, kleiner, süßer Schäfer. Das ist mein letztes Wort, Du Schmutzian. Für 10 Mark! Du sollst von mir hören. Aber Du kommst, nicht wahr, sonst wird es schrecklich tagen. Ich bin ganz littliti. Deine unbergeliche Emilie.

III.

Sehr geehrtes Fräulein! Ihre schöne Taille habe ich schon lange bewundert. Auch für Ihre Geheimnisse habe ich immer Verwendung. Auf 100 Franc kommt es mir nicht an. Wann darf ich Sie sehen? Ist auch alles wahr, was Ihnen der Zeugleutnant gesagt hat? Schreiben Sie mir bald. Ich brenne vor Sehnsucht. Vielleicht auch Reife nach Paris. Herzliche Grüße, Ihr kleiner Franzose Jean Malin.

IV.

Chéché! Du kleiner Aff. Du kannst aber lässeln! Man fühlt gleich, daß Du ein Franzose bist. Nicht so ein Schlappschwanz aus Britzwall mit 10 M. komme bald wieder. Ich weiß nun eine Masse keine Sachen. Du bist nobel. 200 Franc für eine lumpyge Geschichte! Hast wohl Geld wie Heu, meine Honigschmutter?? Aber Du erzählst nicht weiter, was ich Dir anvertraue. Es wäre mir unangenehm. Rimmst Du mich bald nach Paris?? Also für 300 Franc was Extrafines und ein Haufen Liebe außerdem. 1000 Küsse von Deiner gärtlichen Emilie.

V.

Iwan Anutikoff Peteröburg. Differiere Ihnen Neues über Krupp-Geschäfte. Preis 5000 Fr. Telephonische Antwort! Jean Malin-Paris.

VI.

Peteröburg, 4. August 1912. An das Kriegsministerium in Berlin. Ich bin in der Lage, Ihnen Mitteilungen über Verrat militärischer Geheimnisse zu machen. Honorar 10000 Rubel. Iwan Anutikoff.

VII.

Peteröburg, 4. August 1912. Haus Krupp Essen. Ich bin in der Lage, Ihnen Mitteilungen über Konkurrenz-anerbietungen und neue Erfindungen in Berlin zu machen. Preis 20000 Rubel. Iwan Anutikoff.

VIII.

Dringendes Telegramm. Iwan Anutikoff Petersburg Enderland. Sofort senden. Heeringen.

IX.

Postkarte. Sehr geehrter Herr! Wir lehnen dankend ab. Wir haben das billiger und wissen alles. Ergebenst Krupp - Essen. Dewig.

X.

Ein Direktorialbureau in Essen... Direktor A.: Rein, mein Lieber, nur in diesen Dingen nicht großzügig! Wir müssen in Deutschland sparen, um die enormen Speien für Rußland, Frankreich, Türkei herauszuwirtschaften. Direktor B.: Aber 8000 M. Repräsentationsgelder sind doch wirklich zu wenig! Kommt auf den Walzer 8 M. Direktor A.: In Deutschland ist man gottlob noch anspruchslos. Ich sage Ihnen, für 8000 M. kriegt man sogar 3000 Bolzer, und für je 100 M. Repräsentationsgelder haben wir im Vorjahre 100 000 M. mehr verdient. K. E.

Bürgerliche Journalisten.

Geschäft ist Geschäft. Die Hauptsache ist das Geldverdienen, erst in zweiter und dritter Linie kommt die Gesinnung. Recht deutlich muß das jedem werden, der mit offenen Augen die Stellengesuche jener Leute durchsieht, die so gewissermaßen von Berufs wegen verpflichtet sind, eine Gesinnung zu vertreten — und sich wohl auch stolz in die Brust werfen als Erzieher des Volkes zu einer bestimmten Gesinnung. Man nehme etwa einmal die letzte Nummer des „Zeitungsverlags“, des offiziellen Organes des Vereins deutscher Zeitungsverleger, zur Hand. Dies Blatt enthält den bedeutendsten Arbeitsmarkt der bürgerlichen Journalisten. In der letzten Nummer suchen 28 Personen redaktionelle Stellen oder wenigstens Beziehungen zu einer Zeitungsredaktion. Davon scheiden wir die Feuilletonredakteure, die bloßen Berichterstatter und Mitarbeiter, ja, auch noch die Schlussredakteure und die Leiter des lokalen Teiles aus; es bleiben noch 23 Bewerber, die sich auch für direkt politische Arbeiten zur Verfügung stellen. Ganze zwei von diesen 23 haben Mut und Ueberzeugung genug, halbwegs deutlich die politische Richtung zu bezeichnen, der sie dienen wollen; einer sucht Stellung an „Kreuz nationalem“ Blatt, der andere an einer „liberalen“ Zeitung. Zwei weitere Bewerber sind wenigstens „hin genug, offen kundzutun, welcher Richtung sie derzeit dienen; die Verleger können also daraus ihre Schlüsse ziehen. Einer „bevorzugt“ ein fortschrittliches Blatt, drei erklären sich bereit, an einem liberalen oder „parteilosem“ Blatte mitzuwirken (man weiß, wie diese „Parteilosigkeit“ nachher auszusprechen pflegt), einer will Zeitartikler und politischer Redakteur an einem „atholischen“ oder „unabhängigen“ Blatte werden, einer umschreibt den Kreis, in dem er mit Ueberzeugung zu wirken vermag, mit „mittelparteilich“, einer möchte an einem „rechtsstehenden“ Blatte unterkommen. Dieser „rechtsstehende“ Herr empfiehlt sich im übrigen zwar aus-

Der öffentliche - nichtöffentliche Krupp - Prozeß.



Die Öffentlichkeit nicht auszuschließen. Tat das hohe Gericht beschließen. (Soweit die Sache nicht brenzlich und mies Und keine schlimmen Enthüllungen verhieß.) Wird die Sache aber kritisch für Krupp, Fliegt die Presse raus mit einem Schwupp. Aber trotz Posten und verschlossenen Türen Ist der Duft des Kruppstopps doch stark zu spüren.

drücklich als „Lein gewandter Leitartikler“, weiß aber dafür neben vielen anderen Vorzügen („wohlbeschlagen in Politik“ usw.) auch den in die Waagschale zu werfen, daß er „gesuchter Festredner“ sei. Das wiegt bei „rechtsstehenden“ Organen sicherlich nicht nur den Mangel bei der Abfassung von Leitartikeln auf, sondern kann auch darüber hinwegsehen lassen, ob der Bewerber ein bißchen mehr oder weniger „rechts“ steht. Die übrigen zwölf Stellensuchenden preisen sich für eine rein politische Betätigung an, ohne auch nur mit einem Worte anzudeuten, welcher Ueberzeugung sie huldigten. Bei zweien oder dreien mag man noch ein Auge zudrücken, weil sie als Volontäre oder Hilfskräfte eingestellt werden möchten. Bei dem Rest, also fast der Hälfte aller Bewerber, fehlt auch dieser letzte Entschuldigungsgrund. In oft widerlicher Weise werden dafür die Vorzüge des Stellensuchers herausgestrichen. Da empfiehlt sich einer als „Direktor und Chefredakteur, versierter Journalist, mit allen Sparten des Zeitungswesens sehr wohl vertraut“, aber kein Mensch erfährt, in welchem Sinne dieser Chefredakteur sein Blatt zu leiten bereit ist; noch zwei andere sind dabei, die auf Chefredakteurposten reflektieren, mit ausdrücklicher Betonung ihrer politischen Fähigkeiten, ohne daß auch bei ihnen irgendeine Angabe über die Parteirichtung zu finden wäre. Ein „besonders empfohlener“ Herr preist sein „gesundes politisches Verständnis“, aber ob es sich von der Richtigkeit Heydenbrandtscher oder Raumannscher Politik überzeugt hat, bleibt völlig im Dunkel. „Beruft in Politik, Handel und Sport“, liest man gleich darunter; aber auch hier kein Wort von dem politischen Glaubensbekenntnis. So geht es Inserat für Inserat. Am ehrlichsten erscheint noch in dieser Gesellschaft eine „unermüdlich arbeitende“, „erste“ Kraft, die sich für Politik und Kommunalpolitik empfiehlt und dann hinzufügt: „Als geschäftsführender Mann mit reichen Erfahrungen im Inseraten- und Propagandawesen, nehme ich mich mit Eifer der Verlagsinteressen an.“

Bei all diesen Inseraten handelt es sich nicht um eine Vergeßlichkeit der Stellensuchenden, sondern um Berechnung. Diese Braden können rechts schreiben und können links schreiben — wenn es nur etwas einbringt. Und das sollen die Verleger auch

auf den Inseraten erkennen können, denn diese Leute werden ihnen am liebsten sein. Die werden nie durch unprofitable Prinzipienreiterei die Verlagsgeschäfte füren. Die werden heute verdammen, was sie gestern anbeteten — wenn inzwischen beim Verlag drei Abonnenten das Blatt aufkündigten. Die werden keine Skrupel haben, jede geschäftliche Lumperei zu bedenken. Mit dem Pathos der Gesinnungsmenschen, versteht sich; mit giftigen Ausfällen auf die Sozialdemokratie, die keine Geistesfreiheit kennt, mit salbadernden Hymnen auf die deutsche Ehlichkeit, auf männliche Ueberzeugungstreue; mit schwellendem Stolz auf den hohen Beruf des Journalisten als Führer des Volkes...

Ein Opfer der Kapitalistenbrutalität.

Auf dem kürzlich zu Karlsbad abgehaltenen Internationalen Bergarbeiterkongreß wurde einem der amerikanischen Delegierten von den Vertretern der Bergarbeiter der ganzen Welt ein begeistertes Empfang zuteil: dem sozialistischen Präsidenten der „Western Miners' Federation“, des Verbandes der Erzbergarbeiter des westlichen nordamerikanischen Kontinents, Charles Royer. Sein Name war vor sechs und sieben Jahren im Munde aller organisierten Arbeiter. Um ihn und seine Genossen Haywood und Pettibone lobte der Kampf zwischen dem amerikanischen Proletariat und dem amerikanischen Kapitalismus, der die Köpfe der Führer der Erzbergarbeiter forderte. Sie waren angeklagt, den Nord des Gouverneurs Steunenberg veranlaßt zu haben, und noch vor dem Ende des Prozesses nannte der großmäulige Präsident Roosevelt die drei Bergarbeiter öffentlich „unerbetene Bürger“. Schon diese Auehrung des Oberhauptes des kapitalistischen Staates beweist, mit welcher blinder Wut die drei Männer verfolgt wurden. Wie ein gefrähiges Raubtier, das seine Beute in Gefahr sieht, warf sich das amerikanische Grubenkapital auf die Gewerkschaftsbeamten, auf die Leiter der Organisation, die ihm den Profit schmälern wollte. Aber der verbrecherische Plan mißlang. Haywood wurde nach 20 Monaten, Pettibone nach zwei Jahren Untersuchungshaft freigesprochen und Royer wurde, nachdem er zwei Jahre und drei Monate im Gefängnisse gesessen, aus der Haft entlassen, ohne daß man ihn vor Gericht gestellt hätte. Eine Genußtunung jedoch hatten die Kapitalisten: sie hatten ihren Hauptfeind gesundheitslich ruiniert. Ein Asthmaleiden, von dem Royer seit 20 Jahren kurirt war, stellte sich während der langen Untersuchungshaft wieder bei ihm ein. Die Reise nach dem Internationalen Bergarbeiterkongreß gestaltete sich für Charles Royer zu einer wahren Qual.

Uebrigens war dieser Nordprozeß nicht der einzige, der gegen Royer angestrengt wurde. Während seiner Laufbahn als Präsident der „Western Miners' Federation“ haben ihn die Kapitalisten nicht weniger als viermal des Nordes angeklagt, ohne es ein einziges Mal zu wagen, ihn vor die Geschworenen zu stellen. Immer nur handelte es sich darum, den unbequemen Gewerkschaftsführer aus dem Wege zu schaffen. Das frechtste Manöver war wohl die Verhaftung Royers zur Zeit des Bergarbeiterstreiks in Idaho im Jahre 1904. Als ihm damals von dem Sheriff im Gefängnis erklärt wurde, er sei verhaftet worden, weil man ihn im Verdacht habe, einen Mord begangen zu haben, fragte Royer, wer denn ermordet sei. Und der saubere Sheriff antwortete: „Ja, das weiß ich nicht.“

Heute, da das Grubenkapital in Südafrika mit ähnlicher Wildheit wie in Amerika auf die Bergbevölkerung einschlägt, mag es am Platze sein, den großen Nordprozeß gegen Royer, Haywood und Pettibone wieder ins Gedächtnis zurückzurufen. Wir schildern ihn, wie ihn Royer in friedlicher Abendstunde erzählte:

„Um das Ereignis zu verstehen, muß man auf den Streik des Jahres 1899 in Idaho zurückgehen. Während dieses Streiks wurde eine Erzmine in die Luft gesprengt, und die Bergarbeiter wurden angeklagt, dieses Verbrechen verübt zu haben. Steunenberg, der Gouverneur von Idaho, ließ das Standrecht proklamieren und rief das Militär herbei. Man verhaftete die Streikenden, wo man ihrer habhaft werden konnte. 700 Mann wurden in eine Einzäunung gesperrt, wo sie unter freiem Himmel auf Stroß schlafen mußten. Viele andere wurden aus dem Staate Idaho verwiesen. Durch diese brutale Niederknüpfung des Streiks machte sich der Gouverneur Steunenberg bei der Arbeiterschaft sehr verhaßt. Im Jahre 1900 zog sich Steunenberg aus dem politischen Leben zurück, beschäftigte sich mit der Schafzucht und wurde vergessen. Wählich wurde er 1908 zu Colwell in Idaho vor seinem Hause durch eine Bombe getötet. Man verhaftete einen Bergarbeiter namens Orchard, der bald darauf auch gefand, den Mord verübt zu haben.“

Orchard war einer von denen, die im Jahre 1899 vom Gouverneur Steunenberg während des Streiks ausgewiesen wurden. Er hatte bei seiner Ausweisung ein Grundstück für etwa 100 Dollar losgeschlagen müssen, auf dem drei Jahre später eine der reichsten Blei- und Silbergruben der Welt entdeckt wurde. Dieses Mißgeschick hatte dem Menschen einen furchtbaren Haß gegen den Ueberheber seines Unglücks eingegeben, der mit dem Mord Steunbergs seine Genußtunung erfuhr. Aber im Gefängnis machten sich die Pinkertons, die Schergen der Unternehmer, an den Mörder heran und wußten ihn durch Versprechungen zu bewegen, auszusagen, daß ihn Royer, Haywood und Pettibone zu dem Mord gedungen hätten. Haywood war damals der Sekretär des Verbandes; Pettibone war ein früherer Bergarbeiter, der Möbelhändler geworden war. Er war den Grubenbesitzern ein Dorn im Auge, weil er seinen alten Kameraden stets mit Rat und Tat zur Seite stand.

Nun versuchten die Pinkertons unser habhaft zu werden. Es gelang ihnen, von dem Gouverneur unseres Heimatstaates Montana einen gleichwichtigen Auslieferungsbefehl zu erhalten. Nach den Gesetzen der Vereinigten Staaten kann ein Bürger nur an einen anderen Staat der Union ausgeliefert werden, wenn nachgewiesen werden kann, daß er zur Zeit des Verbrechens, dessen er beschuldigt ist, in corpore in dem die Auslieferung fordernden Staate anwesend war. Aber alle unsere Mitbürger wußten, daß wir zur Zeit der Ermordung Steunbergs nicht in Idaho waren. Ueber diese Kleinigkeit setzte man sich jedoch einfach hinweg. Wir wurden bei Nacht und Nebel ergriffen und in einem Extrazuge nach Colwell in Idaho geschafft, wo wir in Ketten durch die erregte Volksmenge geführt und wie gemeine Verbrecher ins Justizhaus geworfen wurden. Drei Wochen lang sah ich in einem finsternen Loch des Justizhauses. Die Wände meiner Zelle bestanden aus Stahl. In dem dunklen, feuchten und kalten Loch for ich an allen Gliedern. Bei meiner Verhaftung wog ich 182 Pfund; am Ende der dritten Woche wog ich nur noch 134 Pfund. Am Ende der dritten Woche transportierte man uns nach dem Grafschaftsgefängnis.

Es war klar, daß man beabsichtigte, uns nach kurzem Prozeß in die Ewigkeit zu befördern. Es galt daher zuerst, Zeit zu ge-

winnen. Wir appellierten gegen unsere geschwundene Auslieferung, gingen bis an das höchste Gericht und verlangten, daß wir vor unsere geschwundenen Richter, die Richter und Geschworenen Montana, gestellt würden. Das höchste Gericht der Vereinigten Staaten entschied, daß wir zwar zu Unrecht verhaftet und ausgeliefert worden wären, daß sich aber an der Tatsache, daß wir uns in der Gewalt der Gerichte des Staates Idaho befänden, nichts ändern lasse. Man erklärte also die gewaltsame Entführung für geschwunden.

Mittlerweile hatten die Pinkertons ihren Orchard bearbeitet. Wie sie diesen Menschen trainiert hatten, auf alle Fragen Antwort zu geben! Alle Versuche unserer Advokaten, ihn in Widersprüche zu verwickeln, schlugen fehl. Aber die Geschworenen glaubten ihm kein Wort. Wir konnten nachweisen, daß Orchard ein entarteter Mensch war; ein Dieb, Brandstifter und Bigamist. Er kam aus Kanada, wo er eine Kesselfabrik in Brand gesteckt hatte, um die Versicherungssumme zu erhalten. Dort hatte er auch seine Frau und seine Kinder in Stich gelassen. In Montana hatte er wieder geheiratet, während seine Frau noch lebte. Haywood wurde nach einer Prozedur von zwei Monaten freigesprochen. Nach weiteren vier Monaten wurde auch Pettibone freigesprochen, der bald nach seiner Entlassung starb. Mich selbst hielt man zwei Jahre und drei Monate gefangen. Man entließ mich, ohne mich vor die Richter zu stellen. Der Prozeß kostete über 600 000 Dollar. Unsere Gewerkschaft hätte allein diese Summe nicht aufbringen können; aber wackere Freunde in der ganzen Welt kamen uns zur Hilfe. Der Lump Orchard wurde zum Tode verurteilt, aber später zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. kn.

Friedrich Engels als Mensch.

Am 5. August sind achtzehn Jahre vergangen, seit Friedrich Engels starb, ein Duzend Jahre nach Karl Marx, der anderen Hälfte seines Lebens, und nach einem langen Leben, das reichste Ernte in tausend Scheuern eingebracht hatte, aber dennoch zu früh für seine Freunde, für das internationale Proletariat und für ihn selbst. „Wenn ich noch“, schrieb er an seinem einundsiebzigsten Geburtstag, „bis 1900 leben sollte, so denke ich noch allerlei zu erleben“. Das war beileibe nicht die sich selbst belächelnde, behagliche Resignation, die Theodor Fontane in die Verse goß:

Eigentlich ist alles nichts,
Sende hält's und morgen bricht's,
Din stirbt alles, ganz geringe
Wird der Wert der ird'schen Dinge;
Doch wie tief herabgestimmt
Auch das Wünschen Absicht nimmt,
Immer klingt es noch daneben:
Ja, das möcht ich noch erleben,

sondern es war der leidenschaftliche Drang eines Geistes, der ganz verknüpft war mit der stürmischen Vorwärtswirkung des proletarischen Sozialismus, noch entscheidende Schlachten und Siege seiner Sache zu erleben, die er gerade für die Wende des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts voraus sah: es war eine politische, keine persönliche Sehnsucht.

Aber während die wissenschaftliche Bedeutung von Friedrich Engels und seine praktische Wirksamkeit für die Internationale längst in der Welt der modernen Arbeiterbewegung anerkannt ist, weiß man weit weniger, daß, wie der andere große Altmeister des wissenschaftlichen Sozialismus, wie Karl Marx, auch Friedrich Engels einer der lebenswertesten Menschen war, die je in der Doffentlichkeit tätig gewesen sind. Was aber nur Toren wundernehmen kann, dieser Mann, dem der Gedanke der Internationalität in Fleisch und Blut übergegangen war wie kaum einem anderen, war in den meisten der Eigenschaften, die ihn uns menschlich nahe bringen, deutsch im guten Sinne des Wortes und viel deutscher jedenfalls als die Nordpatrioten, die so gern und oft

die Kinnbacken zu dem Kalmückenzuf Gurra auseinanderreißen.

Ein Stück patriotischen Stolzes war es, wenn er in der deutschen Arbeiterbewegung die Erbin der deutschen klassischen Philosophie sah, wenn er den wissenschaftlichen Sozialismus für ein wesentliches deutsches Produkt erklärte und den geistigen Stammbaum der deutschen Sozialisten nicht nur auf Saint Simon, Fourier und Owen, sondern auch auf Kant und Hegel zurückführte. Nicht minder war es echte Vaterlandsliebe ohne chauvinistische Scheuklappen, mit der er die deutsche Muttersprache liebte und pflegte und die ihn erbittert weitem ließ gegen das auf der Schule eingepaukte Deutsch „mit seinem scheußlichen Periodenbau und dem Verbund durch zehn Meilen Einschleffel vom Subjekt getrennt“. Er selbst hat denn auch Zettellebens ein vorbildlich klares und durchsichtiges Deutsch geschrieben, das nicht nur von dem schöngestimmten Schwulst seiner belletristischen Zeitgenossen wohlwollend abblüht.

Mit Leib und Seele war Engels Revolutionär und keine lieblichere Musik gab es seinen Ohren, als wenn er schier körperlich die alte Gesellschaftsordnung in all ihren Fugen krachen zu hören meinte. Aber er war ganz und gar nicht ein Revolutionär, wie ihn sich etwa ein höherer oder niedriger Polizeidiener vorstellt; mit finsternen Falten auf der Stirn und finsternen Plänen im Herzen, sondern das Wissen um den unerbittlichen Gang der Entwicklung und die Erkenntnis, daß uns alle Dinge zum besten dienen müssen, gab ihm eine heitere Stirn und ein fröhliches Herz. Das lag aber auch an seinem angeborenen Temperament. Wenn schon seine Geburtsstadt Barmen ein Brutnest des Aufwärtums war, so fühlte er sich doch immer nur als einen Rheinländer und nicht als einen Varmer. Ein Erbteil dieses rheinischen Blutes war sein Humor, der sich bei weitem nicht mit dem oft bitteren und stets scharfen Biss von Karl Marx deckt und meist etwas Versöhnendes an sich hat. Wie hätte sich Engels in die Laga des unnahbaren Gato, sondern wußte überall menschliche Dinge menschlich zu sehen und mit seinem Humor eine Brücke auch über peinliche Situationen zu schlagen. Wie liebenswürdig läßt er jene halb lächerliche Episode aus der Reichsversassungslampagne von 1849 ausfallen, als er in Kirchheimbolanden wegen Herabwürdigung der Erhebung des pfälzischen Volkes und Aufreizung gegen die Regierung verhaftet und von einem Gendarmen geschloffen nach Kaiserslautern, dem Sitz der provisorischen Regierung, geschafft wird. Dort macht er den provisorischen Regenten der Pfalz, mit denen er vordem tagtäglich zusammen gewesen, wie man zu sagen pflegt, einen gehörigen Schweinehund, wird daraufhin aus der Haft entlassen und als er nun alle mögliche Genugtuung erhalten „wurden beiderseits die feierlichen Gesichter abgesetzt und im Donnersberg einige Schoppen zusammen getrunken“.

Einem guten Schoppen war er nie abhold. Zur rechten Zeit mit guten Freunden einmal darauflos zu kniepen, war ihm ein nicht zu verachtendes und keineswegs ein verächtliches Vergnügen. Als ihm das Alter zu belästigen anfing und er wegen Schlaflosigkeit auf jeden Alkohol verzichten zu müssen glaubte, da erschien es ihm als eine bittere Ironie des Schicksals, daß gerade er auf seine alten Tage Abstinenzler werden sollte. Ueberhaupt war er stets das Gegenteil eines Asketen, der in härenem Gewande sich von Heuschrecken und wildem Honig nährt. Den Widerspruch so mancher Akademiker, die da meinen, um für die bessere Zukunft des Proletariats zu kämpfen, müsse man in der Gegenwart auf ein proletarisches Lebensniveau herabsteigen — in einer Berliner Arbeiterversammlung der neunziger Jahre erregte es ungemessene Heiterkeit, als sie entdeckte, daß der Vortragende, Dr. Ladislaus Gumplowicz, den unteren Teil seiner Gewandung mit bourgeoisen Hofenträgern mit einem ultraproletarischen Lendenstrick am Leibe hielt — wies er weit von sich und sah in den Genüssen des Lebens, die er sich als wohlhabender Mann leisten konnte, nicht verwerfliche Sünden gegen den heiligen Geist des proletarischen Emanzipationskampfes, sondern gerade für einen unermüdbaren Kämpfer Kraft-

erhalter und Lebensverlängerer. Aber er verwendete seine Einkünfte bei weitem nicht für sich selbst. Was er als stets hilfsbereiter und uneigennütziger Freund für Karl Marx getan, der oft mit bitterster Daseinsnot zu ringen hatte, darüber wären noch 100 Seiten zu schreiben.

Auch den Frauen kam Engels berehend entgegen, aber er gurrte nie um die Guldbinnen des Salons. Zwar kam Frau Marx wohl in die Lage, den Freund mit einem beweisenden Blick von dem gemeinschaftlichen Tisch wegzuschleichen, wenn er mit einer nicht gerade hoffähigen Schönen in einem Restaurant erschien, aber auch in seinen flüchtigen Beziehungen war Engels ganz und gar nicht das Urbild des loderen Vogels. Als eine Geliebte, die ihm auf einer längeren Begleitende treue Lebensgefährtin gewesen, starb, spürte er, dem dann doch wieder das politische Kampfgemmel frische Jugendkraft verlieh, die ersten Schneeflocken des Alters auf seinem Herzen, und als Marx in einem Brief mit einer mißverständlichen Kürze über diesen Schlag wegging, kam es fast zu einem Anz in dem Verhältnis dieser unzertrennlichen Freunde. Allerdings hatte Engels auch Empfindungen, die mancher vielleicht als altmodisch abtun wird. Als eine auf dem Voden der modernen Frauenbewegung stehende Dame ihm wegen eines unterlassenen Besuches oder eines anderen Etiketteverstoßes grollte, schrieb er entrüstet: „Ich erlaube nicht den Frauenrechts-Madamschen, von uns Galanterien zu verlangen; wollen sie Männerrechte, sollen sie sich auch als Männer behandeln lassen.“

Aber was er an Lebensfreuden dem Schicksal abkaufte, war nur ein leichtes Gegengewicht gegen die schier unheimliche Arbeitslast, die er zu bewältigen hatte. Da er nach dem Tode von Marx der tausendfach angegangene Berater der Internationale war, türmten sich auf seinem Schreibtisch die deutschen, französischen, italienischen, spanischen, polnischen, russischen, dänischen, englischen und amerikanischen Zeitungen, die er sich alle wenigstens ansehen mußte, um auf dem laufenden zu bleiben; und als er auch das rumänische und das bulgarische Parteiblatt zugesandt bekam, vertiefte er sich noch als Fünfundsechzigjähriger in den Geist dieser Sprachen. Dazu bereicherte er, ganz zu schweigen von seiner umfangreichen Korrespondenz, noch die Herausgabe des dritten „Kapital“-Bandes vor, nachdem er den zweiten unter ähnlichen Schwierigkeiten in Druck gegeben hatte.

Und bei allem blieb er, ungeredet des gesunden Selbstbewußtseins gegenüber Nichtstönern und Querköpfen, der jederzeit Bescheidene, der die Fülle der Glückwünsche zu seinem siebzigsten Geburtstag abwehrte: „Schließlich bin ich ja doch nur derjenige, der den Ruhm von Marx einerntet!“

Seit langem wissen wir, daß diese Bescheidenheit seine Bedeutung zu Unrecht verkleinerte: Engels wäre gewiß ohne Marx nicht gewesen, was er war; aber auch Marx hätte, was er geschaffen, nimmer ohne Engels leisten können! hw.

Die verstummende Uhr.

Die kleine Uhr tickte mit emsiger Schnelligkeit durch das stille Zimmer. Ihre Pulschläge klangen jetzt fröhlicher und heller als in dem Dunkel der Nacht, die endlich geschwunden war und den sonnenglänzenden Morgen durch die Fenster dringen ließ, dessen Lichtfluten das Nadelgehäuse der Uhr umströmten, so daß rosige Lichtstrahlen auf die braune Platte des Tisches reflektierten. Der Sonnenschimmer kroch indessen langsam über die Mauer, bis er das Antlitz des Schlafers erreichte und auf dessen Wangen spielte. Und als hätte die Uhr nur dieses Zeichen erwartet, schritt sie in einem schmetternden Lachen los, rasselnd und klingend, daß es sie erschütterte und das Tischchen, auf dem die Uhr ruhte, zum Vibrieren brachte. Doch zugleich fühlte die kleine Rärmende, daß sie der Ermachende bald verstummen machen würde, da er täglich emporsprang und das Läutewerk abstellte. Aber was war dies? Er

Sache zu ogitieren. Von den Frauen aber verlangte er, daß sie während der Wahlzeit ein Einsehen haben und nicht schimpfen sollen, wenn der Mann am Abend in das Wirtshaus zur Versammlung geht. Das müsse sein, und die Frauen sollen eben beide Augen zudrücken, wenn der Mann spät nach Hause kommt. Paßt ihnen das aber nicht — dann müssen sie selbst ins Wirtshaus mitgehen.

Das waren die Schlussworte. Reicher Verfall folgte, und als der Vorsitzende dem Redner für seinen Vortrag dankte, gab es lebhaftes „Hoch“ rufe. Der Doktor aber empfahl sich. Er habe noch etwas zu tun, und die Herren mögen nun selbst „die G'schicht“ in Ordnung bringen!

„Abdann, meine Herrschaf'n“, hub Herr Dullinger an. „Des hob's g'hoit, daß was g'sche'n muß. Und wenn Des wollt's, daß es anders wird in d'r Weanastadt, da müßt's Ihr dem Verein beitreten. Des is amal g'wis. Da gibt's nix! Jetzt aber geh'n wir weiter zur Tagesordnung: 1. Name und Zweck des Vereins. 2. Wahl des Ausschusses. No, abdann, meine Herr'n, mach't's Vurschlag. Wer was z'sagen hat, soll sich melden.“

Eine kleine Pause. Dann meldete sich jemand aus den vorderen Tischreihen. Dullinger fragt nach dem Namen.

„Langhofer“, ist die Antwort.

„Abdann, der Herr Langhofer hat's Wort!“ verkündet Dullinger.

„Meine Herr'n“, hebt Langhofer an, „die G'schicht ist doch ganz einfach. Des is doch gewis — der Zweck des Vereins is: Versammlungen abhalt'n und wählen.“

Einige zustimmende Rufe.

„Aber, meine Herr'n“, fährt der Redner fort, „dös mir'n Namen, dös is schon a vergessene G'schicht. Namen gib't's so viel — ma kennt sich rein nit aus vor lauter Rom'. Aber, i glaub', mir wählen a Namen, was a Namen is und beiz'n uns, weil mir Bürger san, 'n Bürgerverein“. Dös is mein Vurschlag, meine Herr'n. So, jetzt bin i fertig.“

Kräftige Bravorufe. Doch sofort erhebt sich eine zweite Hand; ein Bekannter des Dullinger, und er erteilt ihm sofort das Wort.

„Meine Herr'n“, sagt er, „der Brandler hat's Wort.“

„'n Bürgerverein soll'n mit uns heißen?“ beginnt Brandler.

„Meine Herr'n, dös is a Unsin! Dös mir Bürger san, wissen mir eh', dös brauch'n mir niemand'n zu d'räh'n!“

Lautes Lachen und Zustimmung.

„Aber, meine Herr'n, 'n Verein gründ'n mir als Wähler. Deshalb heißen mir uns 'n Wählerverein“. Dös is a Rom', der an Stan hat!“

Ein Beifallsummeln, doch schon erhebt sich Stienböck und sagt: „Meine Herr'n, daß mir Wähler san — dös wissen wir auch eh'. Dös brauchen mir auch niemand'n zu d'räh'n!“

Gesteigerte Heiterkeit und Bravorufe.

„Abdann, meine Herr'n, mit 'Bürgerverein' und mit 'Wählerverein' — i werd' Ihnen was anderes sag'n. A Verein, wo lauter

Die Berge rufen!

Die Berge rufen es Euch zu,
Habt Ihr es denn noch nicht gehört?
Du Arbeitsmann und Du und Du —
Nun steht Ihr da und schaut verstört;
Habt Ihr es denn noch nicht vernommen:
Ihr sollt doch in die Berge kommen.

Da weitet sich die enge Brust,
Der Blick faßt hundert Berge ein,
Und Lieder, die Ihr nie gewußt,
Die singt Ihr in die Welt hinein,
Und Kräfte, die Ihr nie empfunden,
Die werden frei und losgebunden.

Die Berge rufen Euch schon lang,
Was ärgert Ihr noch immerdar?
Euch ist vor keiner Arbeit bang,
Ist eine Freude Euch zu wahr?
Nein, nein, Ihr sollt das Glück nicht scheuen!
Leicht lernt es sich, das beste Freuen.

Was hör' ich da als Widerhall —?
Ihr seid gebunden, könnt es nicht,
Ihr mühtet erst — auf jeden Fall —
Was ist's, wovon man da noch spricht,
Die Mühe Euch — und das Belohnen —
Noch immer — immer noch den Drohnen?

Friedrich Sängler.

Die Vereinsgründung.

Eine Wiener Skizze von Carl Morburger.

In nächster Zeit gab es wiederum Wahl in den Gemeinderat und da wurde überall eifrig Politik getrieben. Die Wahlzeit war auch nicht ohne — da gab es Versammlungen, in denen geschimpft und räsoniert wurde, da hörte man auch manchen guten Witz — kurz, es lohnte sich, die Versammlungen zu besuchen. Man freute sich allgemein darauf; auch am Stammtisch im „Grünen Baum“. Aber da wollte man etwas Besonderes haben und mit Freunden wurde der Vorschlag des Herrn Dullinger begrüßt, einen politischen Verein zu gründen. Vereine kann es nie genug geben, meinte er, und man pflichtete ihm bei. Die Herren Dullinger, Inhaber eines

Kolonialwarengeschäftes, Schuhmachermeister Wanned und Privatier und Hausbesitzer Stienböck wurden mit den nötigen Vorarbeiten beauftragt und von einigen Bezirksgrößen darin unterstützt. Sie entledigten sich ihrer Aufgabe derart, daß nach vierzehn Tagen die konstituierende Versammlung einberufen werden konnte.

Für acht Uhr war der Beginn angefragt. Acht Uhr — also beginnt die Versammlung um halb neun. Darüber waren sich alle klar und sie erschienen auch nicht früher. Langsam füllte sich der Saal. Rauchend und behaglich trinkend harrte man der kommenden Dinge.

Es wurde halb neun. Da erschien der Herr Doktor, der referieren sollte. Man begrüßte ihn mit einem „Hoch“. Er war erfreut und dankte leutselig. Aber eines verdroh ihn: die Herren vom Komitee fehlten. Sowohl Dullinger und Wanned, als auch Stienböck. Das war doch eine Schlamperlei!

Er ließ sich an dem reservierten Tische nieder und wartete. Aber es wurde dreiviertel neun und die Herren vom Komitee waren noch immer nicht erschienen. Da blieb nichts anderes übrig als Pöten nach ihnen zu senden. Und das geschah.

Herr Wanned erschien allerdings bald darauf. Was? Man wartete schon auf ihn? Aber die Versammlung sei doch für acht Uhr angefragt, da habe man ja Zeit, um neun Uhr zu kommen. Anders sei er es nicht gewöhnt. No, und dann habe er geglaubt, daß die anderen Herren bereits hier wären, und daß er vorderhand entbehrlich sei. Selbstamerweise hatte Herr Dullinger, der leuchtend herzinkam, dasselbe gedacht. Und als ihm der Doktor Vorwürfe machte, da sagte er ganz entrüstet, daß er doch nicht wissen konnte, daß die beiden anderen fehlen würden. Die Hütten hier sein sollen, dann wäre alles gut gewesen. Ihn treffe keine Schuld, aber von den anderen sei es eine Schlamperlei.

Stienböck, der als Lechter kam, machte nicht viel Worte: „Wissen S', meine Herr'n, i bin grad bei an Kapper (Kartenspiel) gesessen und war im G'win. Da hob' ich bleid'n müß'n. Dös is doch a G'hörtlich!“

Nun konnte die Versammlung beginnen. Und sie begann.

Herr Dullinger begrüßte die Anwesenden und erteilte dem Doktor das Wort. Dieser setzte den Leuten auseinander, daß es unbedingt nötig sei, den geplanten Verein zu gründen. Es komme die Wahl und da müsse man darauf bedacht sein, Männer in den Gemeinderat zu senden, die wirliche Männer sind und das Herz auf dem rechten Fleck haben. Denn so gehen es nicht weiter. „Es muß etwas g'sche'n — namentlich für den kleinen Mann.“ Was geschehen müsse, darüber verlor der Herr Doktor nicht viel Worte. Das verlangte man auch gar nicht von ihm. Wenn nur „etwas g'sche'n“ wird. Und das „etwas“ getan wird, dafür hand der Herr Doktor im Namen der Partei ein. Die Männer forderte er auf, dem Verein beizutreten und für die gute

Bewegte sich, trotzdem er erwacht war, nicht, blickte nur starr zur Decke empor und ließ sich die Uhr im Rassel und Klängen erschöpfen. Da krampfte diese ihre metallenen Eingeweide zusammen, machte einen Knag — und verstummte.

Der Erwachte lachte bitter auf. Möchte sie verborben sein, schliefen. Er brauchte jetzt die Uhr nicht, morgen nicht, wer konnte wissen: wie lange nicht.

Unausgeseht harrte er zur graugetünchten Decke empor, ohne das Behagliche des ungewohnt längeren Ruhens empfinden zu können. Er fühlte, daß die Muskeln des Körpers gegen diese Ruhe rebellierten. Sie waren gewohnt, um diese Stunde bereits tätig zu sein, dem Rufe der Arbeit zu gehorchen, der sie fast täglich rief, dem sie folgen mußten — weil sie leben wollten.

Aber heute scholl dieser Ruf nicht, denn er war arbeitslos.

Arbeitslos! Armeseliges, einfaches Wort! Wohl ein deutsches Wort, aber tiefen unverständlich. Der Sinnende drang mit seinen Gedanken höher in die Höhen der sozialen Schichtungen ein. Dieses Wort verlor die fürchtbare Bedeutung vor der Tür des Besitzes, aller jener, die die Verwaltung der Arbeit — der anderen oder deren Aushilfe pflegten. Vom einfachen unverständlichen Wort bei der Türe des Besitzes scholl es auf dem Wege zum Proletariat zum fürchtbaren Dämon an, wurde zum Ungeheuer, das seine Krallen in die Muskeln und Gehirne der Masse schlägt, sie zerfetzt, zermürbt, das Lachen und die Fröhlichkeit fristet und mit seinem verdörenden, pestartigem Hauche Gesundheit, Glück und Sorglosigkeit verzehrt.

Arbeitslos! Heulendes Lachen des Entsetzens, dessen Laut die Körper erzittern läßt, die Stärksten mit geheimen Grauen erfüllt, die Schwachen erschüttert und zu Boden wirft. Das wie eine drohende Gewitterwolke am Horizont steht, seine Blitze entsendet und in Zeiten der Krise ganze Länder verheert! Was gilt da das Leid des einzelnen, das Leid der Familie, die Tränen der Mütter, die Seufzer der Väter — alles Lederbissen für den Götzen, der sich in das keine einfache Wort kleidet, Fabriken, Werkstätten und Maschinen stilllegt und in bedauernder Müdigkeit die Muskeln lähmt. Essen und Ambosse, Spinnmaschine und Gußform leer und verrotet, erspart unter dem fürchtbaren Einflusse des fluchwürdigen Wortes.

Es ist eine Welle, die mit der Entwicklung der Menschheit an Größe gewinnt und deren Ausschäumen immer stärker und fürchtbarer wird. In wildem Aufstrome rauscht sie über Städte und Länder, über die ganze Erde. Sie quillt auf im Süden Amerikas, rollt wie ein Samum über die Kulturzentren, entvölkert die Häuser, um mit grauer Wucht über die alte Welt niederzubrechen, Quaderhaufen im Schlamme begräbend . . .

Eine Fliege summte um die schweigende Uhr, eine bedrückende Stille kroch in das Zimmer, legte sich beugend über den Sinnenden. Aus dem Summen der Fliege glaubte dieser zu entnehmen, daß er träge sei, nicht ruhen dürfe um diese Stunde, in der ein brausendes Lied der Arbeit durch die Welt klang. Seufzend erhob er sich und trat zum Fenster. Die Sonne hatte sich hinter dichtgeballten grauen Wolken gesüchelt, kummertreu und sorgenschwer harrten die Fassaden der Zinskasernen auf die sonnenleere Straße nieder, über die einige schlecht geleibete magere Kinder verspätet zur Schule eilten. Hin und wieder rollte ein Geschäftswagen durch die schmale Gasse; mitschmend und ratternd scholl das Gepolter der Räder in dem Luftschachte der beiden hochaufragenden Häuserfronten empor.

Nun ging es ans Ankleiden. Am Tisch lag das Arbeitsbuch und schien sich in lässiger Behaglichkeit die Kammer zu betrachten. Freilich nicht lange. Die muskulösen Finger schlangen sich um den heißen Beutel und versenkten das Buch in die weite dunkle Tasche. Melancholisch schweigend blickte die Uhr dem Scheidenden nach, der mit einem unterdrückten Fluche die Tür hinter sich zuschlug.

Der Arbeitslose schritt über die Straße, eilte an Fabriken vorbei, dessen Schornsteine mit schwarzen Stößen Rauchschwaden in die Luft wiesen. Aus den finsternen Kellerwerkstätten scholl dumpfes Hämern, vor den Ventilen knarrten die Winden der Fließengänge. Ueberall Bewegung, Leben, Tätigkeit, Schaffen, nach dem sich auch der Müdige sehnte, durchdrungen von einer Moral, die in ihm wohnte, deren er sich nicht bewußt war und die ihn doch in unklarem Drange zum Schaffen drängte.

Die Stunden flöhen dahin, die Fabrikpfeifen durchdriffen gellend die Luft. Dunkle Knäuel quollen aus den Türen, eilten hastig über

die Straßen, bezirselten in die tiefen kleinen Gassen. Der Arbeitslose aber schlich sich und gedrückt durch die Reihen der Arbeitenden, die an ihm vorbeiflossen, bis er wieder allein durch die Straßen glitt, in einer kleinen Wirtschaft seinen Hunger stillte. Sollte er im Alkohol diesen Ueberdruß erlösen, der ihm jeden Willen im Munde aufquellen ließ, da er nicht erarbeitet war?

Nein. Der Alkohol besah keine Nacht über ihn. Hinaus auf die Straße, dem heimtückischen Gegner entfliehend, immerzu, bis der Abend kam, die Nacht, die barmherziges Vergessen brachte. Die Uhr schwieg, trauernd und müde, das Werk stand still — wie der Besizer . . .

Ein Tag reißt sich an den andern; der erste Jahrlang in der Organisation kommt, wo der Arbeitslose Glendgefährten trifft. Die Krise spült mit jeder Woche mehr Arbeitslose auf den Markt, auf dem Menschenkräfte als Ware gefordert oder unbeachtet liegen gelassen werden. Immer mehr sind es, die mit müden glanzlosen Augen durch die Straßen irren, die Hände in den Taschen krampfhaft geballt, in nutzloser Resignation untertan und gelächelt von einem Worte: Arbeitslos . . .

Bis wieder der Tag kam und der Besizer der schweigenden Uhr frühlich heimkehrte, die Uhr in Gang setzte und sich dabei ein heiteres Liedchen pfiff. Wie da das Gehäuse leuchtete, die kleinen Räder sich hurtig bewegten und sich die Uhr dem Morgen entgegen-sehnte, an dem die Sonne wieder über das Antlitz ihres Herrn spielen würde. Und wenn er sich dann erheben wird, den unheimlichen Zauber brechend, dann wird auch von ihm der Pann genommen sein des elendharrenden, sorgenschwangeren Wortes: Arbeitslos. Jos. Berch.

Die Natur und der Mensch.

Seit mehr als hundert Jahren ist die Frage der Natur und der Stellung der Menschen zu ihr mit Fälschungen und Entstellungen ohne Zahl behaftet. Sie haben ein zähes Leben, sie sitzen und so tief im Blute, daß sie sich als feste Prägungen sogar der Sprache bemächtigt haben. Als Vorurteile, als Gemeinplätze nisten sie überall in den Winkeln der gesprochenen und geschriebenen Rede.

„Die Natur macht den Menschen frei und großzügig, einfach, offen und klar, wie sie selbst in ihrem innersten Wesen ist.“

„Die Stadt macht den Menschen klein und dürrig, verarmt seine Seele, macht ihn selbstsüchtig und engherzig und drückt ihn auf alle Weise nieder.“

Das ist uns allen so geläufig, wie das Bild des seelenguten Freitag, dieses Juwels eines Niggers, der in drei Tagen aus einem Menschenfresser zum sanften Wiederkehrer und zum pietistischen Frömmster angelsächsischer Prägung wird. Man muß nie, ich will nicht sagen, unter Wilden, aber unter Bauern oder überhaupt unter den Menschen auf dem Lande gelebt haben, um solchermaßen an den „natürlichen“ Menschen zu glauben.

Verfälscht ward die Frage der Beziehung zwischen Mensch und Natur vor allem durch die Sehnsucht des Stadtmenschen, durch die Erinnerung an die glückliche Einwirkung, die er stets bei seinen kurzen Verührungen mit der Natur erfährt. Der Gegensatz zwischen Lärm, Steinpflaster, Rauch, Enge und Ruß, Wiesengrün, frischer Luft, weitem Raum ward übermächtig von ihm empfunden. Er fühlte sich frei und kindlich werden, seine Brust dehnte sich in mächtigen Atemzügen aus. Alles, was Natur an ihm war, ward erquickt und gestärkt. Auch sein Seelisches fühlte er einfacher werden. Fragen, die die Stadt mit hitziger Diskussion ständig in ihm wach gehalten, sah er im Meere rauschender Waldwipfel unter sinken. Die Landschaft stand mit dem reinen Gesange ihrer schönen, strengen Linien vor ihm wie ein Spiegel seiner eigenen Seele: er genoss sich selbst in ihr, und er fand in diesem Spiegel die einfache, ewige, gütige und rein form seines Ich. Dachte er an die Stadt zurück, so erschien sie als etwas Wildes und Widernatürliches, als eine Hölle aus Stein, Lärm und Ruß, in der seine Seele verarmt und verdorrte. Und während sein Blick den schmelzerischen Wohlklang klingender Höhenlinien aufnahm, sagte er sich: Hier sind bessere Bedingungen des Daseins, hier kann der Mensch gedeihen.

So, aus solchen gelegentlichen und kurzen Verührungen des Stadtmenschen mit der Natur entstanden die Meinungen, von denen

oben die Rede war. Und diese Meinungen: samt allen daran hängenden Vorurteilen und Gemeinplätzen sind falsch. Mehr noch: Das Gegenteil von ihnen ist wahr.

Der Stadtmensch vergaß, daß es lediglich sein Abstand von der Natur war, der diese Wirkungen ermöglichte. Die Natur ist großzügig und einfach für den, der rein betrachtend und von starken Dissonanzgefühlen vor ihr steht. Der Mensch aber, der seinen Abstand zur Natur mehr hat, der allen Ernstes in ihr lebt und aufsteht, der wird wirklich Natur und zeigt folglich alle Merkmale der Naturwesen: Jähzucht, Begrenztheit, Einschränkung der geistigen Regsamkeit auf seine nächsten Interessen, Enge des Gesichtspunktes in jeder Art von Urteil und Stellungnahme. Die Bauern und die das Land bewohnenden Kleinbürger: da ist der Boden, wo Herzengenge, Geistesdürre, Seelenarmut gedeiht und nirgend anders. Frei sind die Felder und Wälder, die großen Ausblicke von den Höhen, der Gesang der Hügellinien wie der Zug der Wolken. Aber der Mensch hat offenbar nicht die Bestimmung, Natur zu sein. Denn er verträgt es nicht, ohne empfindlichen Schaden an dem, was in prägnantem Sinne menschlich an ihm ist. Das Leben der ländlichen Kleinbürger und Bauern: welsch eine kümmerliche Nachahmung städtischer Formen, welche Armut an Temperament, welche finstere slavische Abhängigkeit von lächerlichen Sitten und dem bösen Mundwerke des Nachbarn, welche grobschlächtige Dürftigkeit im moralischen Urteil, welches Untertauchen in wechselseitigen Bosheiten, in Schadenfreude, Klatschsucht und kleinlichster Erwerbsgier! Alles das, was die Gemeinplätze der Stadt nachsagen, trifft auf die Menschen zu, die in der Natur leben, Punkt für Punkt. Man darf sich nicht darüber täuschen: Dem Geiste ist die Natur feind, der menschlichen Differenzierung setzt sie sich entgegen, Entfaltung und Entwicklung des Geistes und der Seele läßt sie nicht zu. Denn diese Entfaltung geschieht nur durch vielfältige Begegnung mit fremden Schicksalen, Charakteren und Individualitäten; sie ist ein Gesellschafts-Produkt ersten Ranges und der Boden, auf dem Entfaltung und wahre Individualisierung allein möglich ist, ist die Stadt, die Großstadt.

Schon in der beschriebenen Vereinfachung, die der Städter durch seine kurzen Verührungen mit der Natur erfährt, liegt ein erster Angriff auf sein Menschliches: auf seine Fragelust, auf seine Erkenntnisgier, auf seine entwickelten und verfeinerten Sittlichkeitsbegriffe, auf die Vielfältigkeit seiner Interessen, auf seine Individualität, die die Stadt durch die häufigen Verührungen mit fremden Charakteren und Erscheinungen klar und sauber herauspräpariert hat. Ein Angriff also auf alles, was im auszeichnenden Sinne menschlich ist.

Der Mensch braucht, um Mensch zu sein, unaussprechliche Diskussionen, Begegnung mit mancherlei Fremdem, Reizung seines höheren (und wohl auch seines weniger hohen) Begehrens; er braucht vor allem Kenntnis der Vielgestaltigkeit menschlichen Lebens, will er anders auf der Höhe seiner Urteilsfähigkeit in ethischen, politischen oder ökonomischen Dingen bleiben. Die Stadt tut alles das am Menschen, was die erwähnten Vorurteile der Natur nachsagen. Zeugen dieser Wahrheit sind jene zahlreichen Geistesarbeiter, die von der Pflanz „Landleben“ verführt, Stadtsucht begehen und nach ein, zwei Jahren reumütig wieder in die „Steinwüste“ als in ihre wahre und eigentliche Heimat zurückkehren. Auch geistig minder Anspruchsvolle müssen diese Erfahrung machen. Denn auch die einfachen Beziehungen zwischen Mensch und Mensch gedeihen wesentlich besser in der Stadt, Freundschaft, Kameradschaft, Kollegialität. In der Stadt ist ja der Mensch dem Menschen alles. In der Natur ist er ihm meist eine Störung, eine Bedrohung, etwas Aufgezwungenes, nicht selten ein Feind. Die höchste Entwicklung des Einzelmenschen und der Beziehung zwischen den Menschen sind Aufgaben, die heute nur in einem der Natur möglichst entgegengesetzten Milieu gelöst werden können. Und man sage nicht, daß die Stadt doch etwas Künstliches und als Pflanzboden für lebendiges Wachstum der Natur Unterlegen sei. Gerade die modernen Weltstädte zeigen in der elementaren, überwältigenden Unpersönlichkeit ihres Treibens, in der ungeheuren Vielgestaltigkeit ihrer Topographie, in der Kühnheit und Größe ihrer Gebilde wieder naturhafte Elemente. Wie Meere dehnen sie sich aus, tiefer als im Urwald kann sich der Mensch in ihnen verlieren. Die Großstadt — das ist wieder Natur auf dem Umwege über den Geist und die Arbeit des Menschen.

Wilhelm Michel.

Beana san, dös heißt a „Beanaberein“, a Berein, wo — mein'wegen — lauter Landstraher san, heißt a „Landstraherverein“, no und mir san lauter Leut' vom Neubau, heißen mir uns 'n „Neubauverein“. Da weiß man wenigstens, in welchen Bezirk ma hing'ört. I hab' auß' red'!

Wieder ein Weisfallsummern.

Raum, daß es sich gelegt, meldet sich Herr Deubner, ein alter Stammgast des „Grünen Baum“, zum Wort und erhält es.

„Meine Herr'n“, fängt er an, „Neubauer-Verein“ — no, dös is ja ganz gut — aber es sagt mit g'nug, Biss'n S', meine Herr'n, mir san lauter Gäst' aus'n „Grünen Baum“ — no, alsdann — was wollen S' no mehr — heißen mir uns 'n „Grüner-Baum-Verein“.

Zubelnde Zustimmung, Weisfallstischen und Bravorufe.

„Dös ja! Dös is a Kam'! Bravo Deubner!“ schallt es umher und nur mit Mühe macht sich der nächste Redner verständlich.

„Meine Herr'n“, beginnt er, „seh'n S', i bin Stammgast bei der „Schlang“ — na, und wann Sie sich 'n „Grüner-Baum-Verein“ heißen, da hab' i ja in ihrem Verein nix zu tun. Ober muß a jed's Mitglied auch Stammgast vom „Grünen Baum“ werd'n? Kommt dös am End' in die Statuten?“

Vergnügtes Lachen und Rufen:

„Sehr gut!“

„No, alsdann! Der Kam' pöht nit — den nimmt i mit an. I weiß zwar lan' besser'n, aber dös macht nit. Mir, die nit Stammgast vom „Grünen Baum“ sind, mir san auch wer, und mir lassen uns nit vor'n Kopf stöh'n. So, jetzt wissen S' es!“

Lautes Lachen und jene, die dem nun bekämpften Antrag vorher beigegeben, rufen diesmal: „Recht hat er! Mir san auch wer! An ander'n Namen!“

Eine längere Pause entsteht. Niemand meldet sich weiter zum Worte. Dullinger weiß nicht, was er beginnen soll. Mutig springt er selbst in die Bresche und beginnt:

„Alles was recht is, meine Herr'n! Alles was recht is! Der Deubner hat recht und mein sehr geehrter Herr Kurredner hat a recht! Dös is halt a böse Sack', wenn gwa recht hab'n und nit verheirat' san!“

Ein Auflachen.

„Na, wenn i verheirat' wor'n, prügelt der Mann die Alte durch und dann b'halt er sicher recht.“

Vergnügtes Zustimmung der Männer und lachendes Protestieren der anwesenden Frauen. Im Hintergrunde ruft eine Stimme:

„Der Dullinger hat leicht reden, seit er Witwer is.“

„Dann freilich!“ schallt's umher und „Wringl's auch noch zum Stmandl (Kantoffelheld)!“ Wird schon anders pfeif'n!“

Wiederum lacht es in der Runde, und auch der Dullinger kimmt ein, während er fortfährt:

„Lassen S' es gut sein, meine Herr'n, alsdann, meine Herr'n

schaften, mir san Leut' vom alten Schlag — heißen mir uns auch so — „dös Alten“ oder „dös vom alten Schlag“ oder so was! So, meine Herr'n, dös hab' i vorschlagen woll'n.“

„Frei, dös is a Red'!“ wird auch ihm zugestimmt. „Dös is a Kam'!“

„Beana san ma!

Und Beana bleib'n ma . . .“

fängt einer zu singen an, und ein zweiter stimmt mit ein, und dann ein dritter und ein vierter, und wie es zur zweiten Strophe kommt, da singen sie alle.

Die Herren am Ausschüßliche summten allerdings nur, aber dafür schütteln sie um so mehr energischer den Kopf im Takte. Und wie das Lied beendet ist, da erhebt sich der Vielgraber-Schurbl und apostrophiert die Anwesenden, ohne von Dullinger das Wort erbeten oder erhalten zu haben.

„Meine Herrschaften“, beginnt er, „alles was recht is! Aber dös mit die politischen Verein's dös is g' fad! Geh't, hör't's auf mit die Pfäng! Dös is a Holla (etwas Vertilofes)! Wenn die Wohl kommt — da geh'n mir wählen, und die W'sicht is firt! Wen mir wählen soll'n, dös is'n mir im Klatt'l. Adann wozu b' Versammlungen und dös ewige Politistier'n? Geh't, Leut'n, seib's nit jahl! Wann ma am Abend g'amm'l kommt, da soll's a Geh' geh'n! Da soll ma a Freud' hab'n! A Verein, wie a Verein — guat, g'ründet's an Verein! Aber an G'sellschaftsverein, ditt' schön! Doch der Mensch a Freud' hat, und dah ma weiß, wozu ma auf d'r Welt is! Wer in a Versammlung geh'n will, mein'wegen, i halt' ihn nit g'rud! Aber, niht was, meine Herr'n: hol' d'r Kreuzel die ganze Politist! 's is a Klößst! Mir san gute Beana und gute Christ'n und wähl'n halt' — aber erst am Wahltag. W e n mir wähl'n sollen — dös kümmert uns nit — dös soll'n die andern Herr'n, die in d'r Partei, sich untereinander aufmach'n! Aber vorher soll'n s' uns a Ruh' geh'n! Und mir, meine Herr'n, mir gründ'n an Verein! Aber an G'sellschaftsverein! Und was a echter Beana is, so aner mit an eisern' Hamur (Humor), der muß mir recht geh'n! Punktum! Gattis! Streufand d'rauf!“

Ein Jubeln und Lachen und stürmisches Rufen: „Recht hat er! Hör't's auf mit d'r Politist! Dös is eh' alles für d' Rat'l A Freud' woll'n mir haben!“

Und schon fikt einer der Gäste am Kavier und im nächsten Augenblicke schallt es durch den Saal:

„Dös Drahn“, dös is mein Leb'n,

Nix Schöneres kann's geh'n,

Als Drahn die ganze Nacht,

Bis an die Sonn' anlacht!“

*) Schwärmen, sich vergnügen.

Um 1 Uhr nachts leerte sich der Saal. Die Heimkehrenden waren Mitslieder des eben gegründeten Vereins „Die lustigen Erbrüder“, dessen Ausschüß bestand aus den Herren Dullinger, Wanned, Stienböck und Vielgraber.

Das Wunder von Kevelaer.

Heinrich Helme, der bittere Spötter und doch auch wieder übermäßig Empfindsame, hat in seiner „Wallfahrt nach Kevelaer“ höchstfrei den damals sehr stark verbreiteten und angeblich durch Beweise gestützten Glauben der Katholiken behandelt, daß Kranke durch eine Wallfahrt nach Kevelaer wieder gesund werden könnten. Das war vor etwas mehr als 90 Jahren. Wer nun aber annehmen sollte, daß dieser Wunderglaube heute abgenommen habe, der muß sich jetzt eine Verichtigung gefallen lassen.

Die „Niederheinische Volkszeitung“ in Arefeld, ein Zentrumsorgan, schreibt nämlich folgendes, und alle übrigen Blätter dieser Couleur drucken es bereitwillig nach:

„In der vorigen Woche verbreitete sich in der Stadt das Gerücht von einer wunderbaren Heilung eines etwa dreißigjährigen Mädchens in Kevelaer. Wir haben, obgleich wir von verschiedenen Seiten gedrängt wurden, vom dem Gerücht keine Notiz genommen. Nachdem nun aber die auswärtige Presse und im Anschluß daran die hiesige Presse über das Ereignis berichtet haben, sind wir in der Lage, folgendes als Tatsache mitzuteilen: Es handelt sich um ein Mädchen, das seit 1907 seitens der Stadt in der Krankenstation des Franziskanerklosters am St. Dionisiusplatz untergebracht, seit etwa zehn Jahren an schweren Leiden erkrankt ist und sich in den letzten Jahren mit Hilfe zweier Ärzten im Hause fortbewegen konnte. Ihrem dringenden Wunsche entsprechend machte sie am Sonntag, den 20. Juli, unterstützt von der leiblichen Schwester und zwei Freundinnen, eine Wallfahrt nach Kevelaer. Vom Bahnhof aus wurde sie im Fahrschl nach der Gnadenkapelle gebracht, ging mehrmals auf den Kräden in die Gnadenkapelle hinein, wurde am Montag nachmittag in derselben von einer Ohnmacht befallen, erhob sich dann und besah die Kapelle, ohne ihre Krücken brauchen zu müssen. Seit dieser Zeit geht das Fräulein ohne Beschwerde umher.“

Diese Erzählung wird ja nun freilich von sehr vielen Leuten recht skeptisch oder gar lächelnd aufgenommen werden. Die Wundergläubigen aber haben eine neue Stärkung erfahren:

Nach Kevelaer ging mancher auf Krücken,

Der jetzt tanzt auf dem Seil,

Gar mancher spielt jetzt die Bratsche,

Dem dort kein Finger war heil.

Aus Groß-Berlin.

Verbrechertransport.

Seitwärts, hinter dem Gebäude des Potsdamer Bahnhofes, da, wo man direkt zum Wannseebahnhof kommt, stand der sauber lackierte „Blau Heinrich“, früher „Grüne Minna“ geheissen, mit zwei Pferden bespannt — und wartete. Daneben ein Schuhmannsposten. Es war nach Geschäftsschluss, abends, wenn das Publikum in endlosen Scharen froh den fernem Wohnungsquartieren entgegenzieht. Natürlich blieb dieser und jener stehen, Männlein wie Weiblein, und im Handumdrehen sah man ein schwarzglühendes Menge beisammen.

„Was mag's geben? Vielleicht Zarenbesuch?“
 „Na, na! Wat so'n Potentäterich ist, wär doch Vermuth'n hier, oder Keide von't „grüne Huhn“ und „Jehemrat“ Cassel —“
 „Sie meinen, von wejen die Büchlingsliste?“
 „Janz recht.“
 „Dann is wohl noch höherer Besuch in Sicht?“
 In der Dufte nebenan klipperte gerade jemand die „Wonnegand“.

„Die fehlte och noch — wo't sich doch man bloß um Zuchthauslandibanden handelt.“
 „Wat se nicht glooden. Wat een nobliger Jauner is, is allemal och patriotisch gefinnt bis uff die Knochen. Da paßt Empfang mit Musik.“

„Na, da mögen sich die Herren Spikubuden ordentlich druff was inbilden.“

„Dun se och. Passen Se man genau uff.“
 Die Umstehenden lachten. Mittlerweile rasselte ein Fernzug in die Halle herein. Alles schaute gespannt nach der Tür. Der Schuhmann schob die Vordrängenden zurüd. Freie Bahn zum „Blauen Heinrich“ muß gemährt bleiben.

„Ja, ja, Respekt muß sind. Wer wat fründliches aufjefressen hat, is wer!“
 „Se, Sie Freileinke mit dem jrohen Wolfenschieber, wasperren Se bei Jaslicht nicht!“

Nach ein Train fauste hinein. Die Kafen der Gaffer erhoben sich schnuppernd. An den Fenstern des Bahnsteigs stühten ein paar „Wißbleiter“ vorbei.

„Nu werden se wull kommen.“
 Und richtig, nach kurzen Augenblicken öffnete sich die Tür. Zwei Schupente traten zuerst durch die Spalte, rechts und links Posto soffend.

Gleich hinterher ein Gefesselter in Zuchthausmontur; dann noch einer und noch einer mit je einem „Mauen“ als Begleiter. Ein grinsendes Rädelin, ein höhnischer Wispbild — und marsch hinein in den Wagen.

„Aha, richtig jehende Blütenfeier! Die haben schon die Prozeßierung hinter sich. Dufte Kunden!“

Den Beschluß machten ein Widwanst in Jivillust mit einem Kuckuck auf dem Buckel und eine Kumphe. Waren zwei irgendwo und irgendwam „Ausgehobene“ — Amateure also zu sagen im angehenden Zuchthauslergewerbe. Ihre Wisagen verkrochen sich ordentlich vor Beschämung.

„Wortwärts!“ herrschte den Dicken sein behelantes Auge des Besches an, „den Kuckuck runter — und da hinein!“ Die Wagenlär klappete zu; der Kuckuck auf dem Buck nahm Peitsche und Lentzigel; die Gänle jogen an — und heidhopsasha rollte das Gefährt von dannen.

„Die werden die Sonne lang nicht schauen,“ flötete eine poetisch angehauchte höhere Tochter.

Ein Spaghbruder aber meint tiefsinnig: „Iß werde mir schleunigt nen Staubjanger für Verbrecher-Verlabezwecke patentieren lassen, mit nem langen Schlauch vom „Blauen Heinrich“ bis zu't Stupes, wo de Transportierten drinne sthen. Dann hebt et keene offizielle Bejrückung nich mehr und keene Jaunhüte“ . . .

Der „Landsmann“ als Fremdenführer.

Im Freibad Wannsee wurde ein Gastwirt aus Stuttgart, der mit einem Kollegen hierher gekommen war, um sich Berlin anzusehen, empfindlich bestohlen. Als beide am Sonnabend auf ihren Kundgängen durch die Stadt in das Zeughaus kamen, gefellte sich ein Mann zu ihnen, der sich als Landsmann vorstellte und sich erbot, ihnen die Sehenswürdigkeiten Berlins zu zeigen. Er führte die beiden Fremden auch überall umher, erklärte zum Schluß aber, daß sie nicht sagen könnten, in Berlin gewesen zu sein, wenn sie nicht auch einem Freibad einen Besuch abgestattet hätten. Weil das Wetter dazu besonders günstig war, erklärten sich die beiden Wirte bereit, mit ihm auf seinen Vorschlag hin nach Wannsee zu fahren. Dort angekommen, bekamen die Fremden sofort Luft, auch ein Bad zu nehmen. Der „Landsmann“ riet ihnen auch zu und sagte, daß er auf ihre Sachen achtgeben werde. Als sie nun badeten, untersuchte der „Führer“ die Taschen des einen, in denen er ungefähr 150 M. bares Geld, für 2000 M. Wertpapiere und ein Sparbuchs fand. Er nahm das Geld, die Papiere und das Buch an sich und suchte damit das Weite. Erst als die Fremden zurückkamen und ihren „Führer“ vermischten, entdeckten sie den Diebstahl. Der Dieb soll schon wiederholt in Rußeen und im Zeughaus sich an Fremde unter der Vorjpiegelung, ein Landsmann zu sein, herangemacht haben.

Der Raubfall in der Kochhausstraße.

Bei dem ein Mädchen durch einen Hieb mit einem Hammer erheblich am Kopf verletzt wurde, beschäftigt noch immer die Kriminalpolizei. Auf Grund von Mitteilungen aus dem Publikum verfolgt sie mehrere bestimmte Spuren, besonders eine, die ihr mehr als andere beachtenswert scheint. Eine den Zeitungen zugehende Notiz sagt hierüber, daß die Ueberfallene nach einer Photographie den Täter zu erkennen glaubt. Der Verdächtige sei, wie festgestellt werden konnte, wegen Verübung einer anderen Straftat bereits schuldig geworden. Die Erfahrung habe aber gelehrt, daß man nicht derartigem „Erkennen“ nach dem Wilde doch vorsichtig sein muß. Es sei deshalb doch noch zweifelhaft, ob diese Spur die richtige sei. Die Kriminalpolizei gehe darum auch allen anderen Fingerzeigen nach und bitte unter Hinweis auf die ausgeführte Vernehmung von 300 M. das Publikum weiter um Mitteilungen über etwa verdächtige Personen. Die Notiz sagt dann wörtlich: „Die Beschreibung des Täters kann jetzt ziemlich bestimmt gegeben werden. Der Täter ist etwa 24 Jahre alt, hat eine dunkle Gesichtsfarbe, schwarze Augen und schwarzes Haar, eine unterlegte Gestalt und trug einen schwarzen steifen Hut und einen dunklen Jodellanzug. Auf diese Beschreibung ist bei der Beobachtung etwaiger verdächtigter Personen zu achten.“ Diese Beschreibung ist so, daß sie auf sehr viele Leute paßt. Es scheint, daß die Kriminalpolizei selber nicht viel mit ihr anzufangen weiß. Ein wichtiges Beweisstück könnte der Hammer er werden, mit dem der Hieb geführt wurde, aber der Eigentümer ist immer noch nicht ermittelt. Festgestellt ist nur, daß es ein Schlosserhammer ist, der in der letzten Zeit zum Richten gebracht wurde.

Jung in den Tod.

Eine Frauenleiche ist gestern aus dem Tegeler See gebadet worden. Es handelt sich um eine etwa 18jährige Blondine.

die in selbstmörderischer Absicht in den See gesprungen zu sein scheint. Ueber die Personlichkeiten vermochte man nichts zu ermitteln. Die Leiche wurde nach dem Friedhof in Heiligensee überführt.

Ein „Einbrecher“

In dem Hause Panlstr. 42 waren in der letzten Zeit mehrfach Vobeneinbrüche und andere Diebstähle vorgekommen. Gestern beobachtete man ein Mieter, wie ein fremder Mann in die Wohnung des Arbeiters B. ging. Er öffnete die Korbortür mit einem Schlüssel, machte sich einige Zeit in der Wohnung zu schaffen und entfernte sich dann wieder. Man glaubte, endlich den Missetäter erwischt zu haben und hatte inzwischen die Polizei benachrichtigt. In dem Augenblick, als der Unbekannte das Haus verlassen wollte, wurde er verhaftet. Er sträubte sich gegen seine Festnahme, so daß ihm von den Polizeibeamten Fesseln angelegt wurden. So transportierte man ihn, gefolgt von einer großen Menschenmenge, nach dem nächsten Revier. Dort sollte dann die Einbruchssache eine recht harmlose Aufklärung finden. In dem vermeintlichen Einbrecher wurde ein 60 Jahre alter Schlosser Heinrich D. aus der Woyenstr. ermittelt. In dem Hause Panlstr. 42 wohnt die verheiratete Schwester des D., die zurzeit mit ihrem Manne verreist ist. Sie hatte D. gebeten, während ihrer Abwesenheit die Blumen in der Wohnung öfter zu begießen. Als D. gestern seinem Versprechen zum erstenmal nachkommen wollte, hielt man ihn fälschlicherweise für einen schweren Verbrecher. Er wurde wieder auf freien Fuß gesetzt.

Fliegerabsturz in Johannisthal.

Gestern abend um 8 Uhr stürzte bei der Pilotenprüfung der Flugschüler Proks aus Schneederdingen, Kreis Holsat, mit einer Zeppelinluftkugel ab. Der Flieger flog sehr niedrig und rief infolge Uebersteuerung oder weil die Maschine zu wenig Geschwindigkeit hatte, gegen die Seite des Windmessers. Der Apparat zerfiel vollständig und land sofort in Flammen. Proks, zu dessen Füßen schon alles brannte, wurde von dem Flieger Katties unter eigener Lebensgefahr aus dem Flugapparat gerissen. Der verunglückte Pilot wurde sofort in die Behandlung des Militärarztes gegeben. Augenscheinlich hat er lebensgefährliche Verletzungen davongetragen. Der Flugapparat verbrannte vollständig, nachdem die Benzinbehälter explodiert waren.

Feuer bei H. Vorfis.

In der fünften Abendstunde brach am Sonntag bei H. Vorfis in Tegel ei größerer Brand aus. Das Feuer hatte seinen Herd in der Kesselfabrik und erfaßte auch das Dach dieses Fabrikgebäudes. Außer der Fabrikfeuerwehr eilten die Wehren von Tegel, Reinickendorf-Ort und Wittenau zu Hilfe. Insgesamt wurde aus sechs Schlauchleitungen Wasser gegeben, doch dauerte es über eine Stunde, bis die Gefahr als beseitigt gelten konnte. Die Aufräumungsarbeiten nahmen dann noch längere Zeit in Anspruch. Ueber die Ursache des Feuers konnte nichts ermittelt werden. Der angerichtete Brandschaden ist nicht allzu erheblich.

Aus der Selbstmordchronik.

Vor der Tür seiner Wohnung erschossen hat sich der 38 Jahre alte Kutscher Oskar Kerpa aus der Elisabethstr. 48. Kerpa, dessen Frau vor einem Jahre starb, wohnte dort mit seiner Schwester und seinem elf Jahre alten Sohn zusammen. Am Sonnabendabend ließ der Mann sein Fuhrwerk auf der Straße stehen, verschenkte seine Peitsche und andere ihm gebührende Sachen an Arbeitskollegen und begab sich dann gegen 9 Uhr nach Hause. Er kopierte an die Tür seiner Wohnung, in der sich seine Schwester befand, und schloß sich, als diese gerade öffnete, eine Revolverkugel in den Kopf. Er brach besinnungslos zusammen und verstarb nach wenigen Minuten. Es wird angenommen, daß Kerpa die Tat in einem Anfall von Geistesgestörtheit begangen hat. Einen Grund zum Selbstmord soll er nicht gehabt haben.

Auf offener Straße fuhr zu vergiften, verfußt am Sonnabendabend der 28 Jahre alte Reisende Richard Hannemann aus der Schönhauser Allee 148. Hannemann, der dort ein möbliertes Zimmer bewohnte, hatte schon seit zwei Monaten keine Stellung mehr. Er fand auch keine, obwohl er sich eifrig bemühte. Da er kein Geld hatte, mußte er schwer mit Nahrungsjorgen kämpfen. Er suchte seinen Wirtskleuten gegenüber wiederholt, daß er seinem Leben ein Ende machen wolle. Sonnabendabend trank er denn auch auf dem Pausenplatz eine Flasche Whisky. Ein Schuhmann, der ihn beobachtet hatte, brachte den Lebensmüden sofort nach der Charité, wo er schwer darniederliegt.

Spiel und Sport.

Fußballresultate:

Turnverein Fichte, 3. Männer-Abteilung gegen Johannisthaler Fußballklub: 5 : 4. Halbzeit: 4 : 0 zugunsten des Johannisthaler Fußballklubs.

Auf dem Tempelhofer Sportplatz fand gestern ein Propagandaspiel statt zwischen dem Tempelhofer Sportklub 1. Mannschaft gegen Johannisthaler Fußballklub 2. Mannschaft. Das Resultat war folgendes: 1 : 0 (Halbzeit 0 : 0) zugunsten des Johannisthaler Fußballklubs. Das Spiel nahm einen sehr fairen Verlauf.

Radrennen im Olympia-Park. Sonntag, 3. August. Der „Große Preis von Berlin für Flieger“ und der „Große Preis von Berlin für Dauerfahrer“ fanden im Vordergrund des Interesses. Trotz des heißen Wetters hatte die Bahn einen sehr guten Besuch zu verzeichnen und die Rennen verliefen sehr spannend.

Im Fliegerpreis standen nach zahlreichen Vorläufen die Deutschen Arend, Meyer und Rütt dem Franzosen Courcier gegenüber. In drei Läufen wurde um die Entscheidung gekritten. Preise: 1000, 500, 300 und 200 M. 1. Walter Rütt; 2. Otto Meyer; 3. W. Arend; 4. Courcier. Rütt gewinnt die beiden ersten Läufe sicher, wird aber im dritten knapp von Meyer geschlagen.

Großer Preis von Berlin. 100-Kilometer-Rennen. 2000, 1200, 1000, 800 und 600 M. 1. R. Saldow, Berlin 1 Std., 13 Min., 36 1/2 Sek.; 2. A. Stellbrink, 3940 Meter; 3. Carmen, 10 090 Meter; 4. Scheuermann, 16 350 Meter; 5. Guignard, 22 480 Meter. Das ganze Rennen spitzte sich zu einem Kampfe zwischen Saldow und Stellbrink zu. Letzterer hatte bis nach dem 40. Kilometer die Führung, erlitt dann Radschaden und nun war der Weg für Saldow frei. Alle anderen drei Teilnehmer kamen nie in Betracht.

Prämienfahren. 1. Finn. 2. Lorenz.

Zwei neue Rekordflüge um den Pomerj-Pol. Paris, 3. August. (P. Z.) Gestern und heute sind um den Pomerj-Pol wieder zwei sensationelle Fernflüge ausgeführt worden, und zwar wieder von französischen Fliegern, obwohl dieser Wettbewerb bekanntlich international ist. Am den Pol, den seit dem Monat Juni bekanntlich der bekannte Weindjone de Moulinais besitzt, flog gestern morgen 4 1/2 Uhr in Villa-Coublay der Aviatiker Gilbert zu einem Fluge Paris-Casablanca auf. Ohne Zwischenlandung flog Gilbert 825 Kilometer von Paris nach Vittoria und landete dort um 12 Uhr 50 Min. Er wurde von dem französischen Aviatiker Liffier empfangen, der dort zurzeit Schaulflüge ausführt. Die Mechaniker Liffiers füllten rasch Benzin nach, so daß der Flieger

bereits wenige Minuten später den Weiterflug antreten konnte. Er landete abends um 8 Uhr, ohne Zwischenlandung in Caceres, 250 Kilometer südlich von Madrid. Insgesamt hat Gilbert 1600 Kilometer zurückgelegt. Heute flog ein anderer Fernflieger um die Rente des Pomerj-Pols auf: Guillaud, der seinerzeit an einem Tage die längste Strecke zurücklegte, indem er von Marseille nach Kolum in Holland, 1500 Kilometer, flog. Er landete in Bordeaux und flog wieder auf mit dem Sturz auf die spanische Grenze. Er will ebenfalls in Vittoria eine Zwischenlandung vornehmen.

Aus aller Welt.

9 1/2 Jahr Zuchthaus für eine knabenhafte Prahlerei.

Rom, 2. August. (Fig. Ver.) Ein Dummerjungenstreich der törichtesten Art hat drei Soldaten vor das Militärgericht von Venedig geführt. Die Anklage lautete auf Insubordination und Drohungen gegen einen abwesenden Offizier. Dieser „abwesende Offizier“ war der oberste Kriegsherr, der König. Der Anklage lag folgende Kinderei zugrunde. Ein Soldat Mari, der wegen Detektion im Gefängnis saß, hatte sich dort von den beiden Mitangeklagten Soldaten Ronino und Halvetti den Arm mit dem Motto: „Lod dem König“, tätowieren lassen und dies im Gegenwart zahlreicher anderer Gefangenen! Für diesen blödsinnigen Einfall beantragte der Staatsanwalt 5 Jahre 2 Monate Zuchthaus für jeden der drei Soldaten. Das Militärgericht verurteilte Mari zu 4 1/2 Jahren, Ronino zu 3 und Halvetti zu 2 Jahren Zuchthaus! Ob wirklich die militärische Disziplin durch solch barbarische Ahndung einer Dummheit gestärkt wird?

Die abgetretene Perle.

Zu der jüngsten Hohenzollernrede schreibt unser Wiener Beobachter: Daß die Söhne des deutschen Kaisers ihrem Vater nachzueifern und auch Reden halten, ist begreiflich. Nur einer von ihnen schwingt bisher beharrlich sein Jüngst, der Prinz Joachim. Alle deutschen Patrioten begien schon die schlimmsten Besorgnisse. Ist auf der Welt und hält keine Reden. Nun hat er sich freilich gerechtfertigt. Nun wird das deutsche Volk auch in Joachim den Geist seiner Ahnen freudig erkennen. Der junge Prinz hat — endlich — seine erste Rede gehalten. In Strahburg hat er Mittwoch beim Empfang eines Hochschulzeugnisses den Mund geöffnet und an die entzückten Professoren und Studenten einige tief sinnige Worte gerichtet: „Schon lange war es mein sehnlicher Wunsch gewesen, Strahburg mit eigenen Augen sehen zu können, das mir aus Geschichte und Literatur von früher Kindheit her vertraut war, an dem des Dichters Wort zur Wahrheit wird: „Die Städte, die ein ehler Mensch betrat, die ist geweiht für alle Zeiten“, Strahburg, von dem wiederum der Dichter sagt: „Du wunderschöne Stadt, dorinnen liegt begraben so mancher Soldat.“ Diese Perle soll, solange noch ein akademisches Herz im Busen schlägt, nicht wieder abgetreten werden.“ Rein, hoffen wir, daß der Zahn der Zeit das nicht zulassen wird, daß er über diese Geschichte wird Gras wachsen lassen. Gewiß, solange noch ein akademisches Herz im Busen schlägt, sollte keine Perle abgetreten werden. Sie könnte zerbrechen. Das wäre ein teurer Spah. Und Prinz Joachim zeigt seine gute Erziehung zur Sparsamkeit, wenn er gegen das Abtreten der Perlen spricht. . . Prinz Joachim wird von nun an das deutsche Volk gewiß noch oft mit mancher Gedankenperle beschenken.

Echtes Christentum.

Eugen Debs, der von den amerikanischen Genossen wiederholt als Präsidenschaftskandidat aufgestellt worden ist, war vor kurzem das Ziel heuchlerischer Angriffe. Vor einigen Wochen nahm er in sein Haus in Terre Haute (im Staate Indiana) Helene Cox auf, Helene Cox, die junge sehr hübsche Tochter eines methodistischen Pfarrers dieser Stadt, war mit dem Sohn eines amerikanischen Millionärs durchgegangen und hatte ihn geheiratet. Als sich ein Jahr später der junge Mann von ihr scheiden ließ und ihr auch ihr Kind nahm, verlor die junge Frau den moralischen Halt. Sie wurde aufgegriffen, als sie Männer ansprach, aber nach dreitägigem Aufenthalt im Polizeigefängnis von Eugen Debs durch Stellung einer Kaution befreit. Genosse Debs nahm sie als gleichberechtigtes Familienmitglied in sein Haus auf. Die Pharisäer, Heuchler und Prüden der Staaten stießen sich natürlich an dieser echt christlichen Tat und hochloftierten Debs gesellschaftlich, worauf Debs folgende Erklärung veröffentlichte:

„Ich habe ein junges, unglückliches Weib, das vom Leben und vom Schicksal gequält und dem Laster der entschlichsten Art in die Arme getrieben wurde, bei mir aufgenommen. Ich treibe dadurch nichts anderes als praktisch angewandtes Christentum und fordere von meinen und meiner Frau Freunden und Bekannten, daß sie die Arme respektieren und ihr dieselbe Achtung entgegenbringen wie mir und meiner Frau. Werden die Bewohner dieser Stadt ihr helfen oder durch eine organisierte Heise sie wieder auf die Straße und in Verzweiflung treiben? Mögen die Betrachter dieser Stadt, die Frommen und Erben, die Tugendhaften und Niedriggestellten, sich Sonntag in der Kirche fragen: „Was würde Christus mit dieser Gefallenen tun?“ Nun denn, ich erkläre, daß ich Helene Cox als mein Kind betrachte und auf die Wertschätzung aller Pharisäer und Härtmänner verzichte. Die wahrhaft Ehrenhaften werden zu mir halten.“

Diese deutliche Sprache soll nicht ohne Erfolg gewesen sein; Geisliche haben sogar von der Kanzel herab Debs Tat gelobt.

Vom Prozeß des Justizpalastes.

Rom, 2. August. (Fig. Ver.) Den Ingenieur Ricciardi und Borelli und dem Rechtsanwalt Silvestre, die sich wegen des Justizpalastskandalis in Untersuchungshaft befanden, ist Freilassung gegen Kaution bewilligt worden. Allen Dreien ist in drei kleinen Orten der Provinz Rom Aufenthalt angewiesen worden; falls sich die Angeklagten von diesem Ort entfernen, werden sie wieder in Haft genommen.

Der Abgeordnete Brunialti, gegen den der Staatsrat die Ausschließung aus dieser beratenden Körperschaft vorgeschlagen hatte, ist auf Beschluß des Ministerrats seines Amtes als Mitglied des Staatsrates entlassen worden. Durch diesen Beschluß wird der bürgerliche Tod Brunialtis besiegelt. Brunialti hat, wie erinnerlich, sein Parlamentsmandat nicht niedergelegt, wird aber bei den neuen Wahlen nicht wieder kandidieren.

Ein deutscher Ballon auf französischem Boden.

Ein mit drei Personen bemannter deutscher Ballon landete Sonntag nachmittag bei Ruyt in Boezere. Er kam von Frankfurt a. Main und war durch den Wind nach Frankreich getrieben worden. Der Unterpräfekt und ein Spezialkommissar versicherten sich, daß der Aérostat ausschließlich sportlichen Zwecken diene, stellten die Identität der Luftschiffer fest und überzeugten sich, daß sich an Bord nichts Verdächtigendes befand. Dann wurde den Luftschiffern gestattet, mit der Bahn die Rückreise anzutreten, nachdem sie die üblichen Zollgebühren erlegt hatten.